

XIII. B. 68, 161.

Aus baltischer Feder!

für die baltische Jugend herausgegeben von
Paul Conradi.

Band I.

Ch. H. Pantenius.

Aus meinen Jugendjahren.

Gefürzt.

N^o 123474.



Riga, 1913,
Verlag von E. Bruhns.

Kou. 20 K.

Aus baltischer Feder!

für die baltische Jugend herausgegeben von
Paul Conradi.

5A
Band I. ~~19029~~

Ch. H. Pantenius.

Aus meinen Jugendjahren.

Gefürzt.

N^o 123474.



Riga, 1913,
Verlag von E. Bruhns.

Diese Ausgabe ist eine gekürzte Fassung des Werkes von

Th. H. Pantenius.

Aus meinen Jugendjahren.

Preis geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

R. Voigtlaenders Verlag. Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Meine Eltern	5
In der Elementarschule	10
In Sallgallen	16
In Mitau	37

Est-A
Tartu Riikliku
Raamatukogu
13468

Vorrede.

Die vorliegende Sammlung stellt sich zur Aufgabe, die Werke bedeutender baltischer Männer und Frauen unserer Jugend zugänglich zu machen. Sie will an ihrem Teile dazu beitragen, die Kenntnis der Heimat und ihrer Verhältnisse zu verbreiten, und daran mitarbeiten, daß unsere Jugend Verständnis für die heimische Eigenart gewinne. Einheimische Dichtungen aus alter und neuer Zeit, Darstellungen aus baltischer Geschichte und heimatlicher Natur, Lebensbilder hervorragender Landsleute, Erinnerungen und Aufzeichnungen aus vergangenen Tagen, Landschafts- und Städtebilder, — kurz alles, was geeignet ist, ein charakteristisches Bild unserer Heimat zu geben, und dem Verständnis der Jugend nahegebracht werden kann, soll zusammengetragen und in der Sammlung vereinigt werden. Bei der Auswahl des Stoffes soll nach Möglichkeit Gewicht auf die künstlerische Qualität gelegt werden.

Möge die Sammlung dazu beitragen, in unserer Jugend den Heimatsinn und die Heimatliebe zu entwickeln, denn nur in der Heimat und durch die Heimat können wir zu harmonischen durchgebildeten Persönlichkeiten reifen, die überall im Leben ihren Platz ausfüllen!

S i b a u, im Dezember 1912.

Paul Conradi.

Meine Eltern.

Mein Vater war während seiner vierzehnjährigen Tätigkeit als Geistlicher nach vier Richtungen hin tätig: als Prediger, als Seelsorger, als Begründer von Schulen und als Schriftsteller im Interesse des lettischen Volkes.

Für die Seelsorge war mein Vater ganz besonders geeignet. Kannte er doch die Bauern von Kindheit an und hatte er doch immer jede Gelegenheit benutzt, um unter ihnen zu leben. So wußte er, wie sie empfanden und dachten, was ihm bekannt, wo jeden der Schuh drückte, und so gewann er Fühlung mit jedem einzelnen. Sein Wartezimmer war immer erfüllt von Leuten, die seine Hilfe oder seinen Rat in geistlichen oder weltlichen Dingen in Anspruch nahmen, und er half, soweit er irgend konnte, führte die einfachste Lebensweise, um möglichst viel helfen zu können. Er griff auch hier gelegentlich sehr derb zu, aber man nahm ihm das nicht übel. Er hatte gar nichts von der Herrenart, die damals auch so vielen Pastoren eigen war, stellte sich immer ganz brüderlich zu den Leuten und nahm an allen ihren Festen teil. Meiner Mutter, die sehr exklusiv veranlagt war, mag es oft nicht leicht geworden sein, ihm auf diesem Wege zu folgen, Leute an ihrem Tisch zu sehen, denen ihre sozialen Gewohnheiten ganz fremd waren, und ihrerseits an Festmahlzeiten teilzunehmen, bei denen als Be tätigung des Wohlstandes der Gänsebraten dick mit Zucker bestreut wurde. Aber sie ging mit ihrem Wilhelm in diesen Dingen wie in allen andern durch dick und dünn.

Große Leiden erwuchsen meinem Vater aus seiner Tätigkeit als Gefängnisprediger. Die Strafen, die nach den herrschenden Gesetzen verhängt wurden, waren noch äußerst brutal. Räuber und Mörder wurden auf einem schwarzen Wagen durch die Stadt geführt, mit einem Brett vor der Brust, auf das ihr Verbrechen und die Strafe, die ihrer hartte, geschrieben war. Am Richtort wurden sie an einen Pfahl — die Raak — gebunden, ausgepeitscht und dann an Stirn und Wangen mit glühendem Eisen

gebrandmarkt. Die weiche Seele meines Vaters litt unsäglich, wenn er die Unglücklichen bis zur Stätte der Strafvollstreckung begleiten mußte.

Ich bin auf dem Wege zur Schule noch mehrfach solchen Wagen, die immer eine Masse Böbel begleitete, begegnet. Der Anblick war im höchsten Grade abstoßend und konnte auf das Volk nur verrohend wirken.

Mein Vater war ein großer Kinderfreund, und wir mußten immer um ihn sein, was dadurch möglich wurde, daß ihn unser Treiben, auch wenn es noch so laut war, gar nicht störte. Während er an seinem Stehpult arbeitete, lärmten wir um ihn, spielten Besuch unter dem Pult und schrien dabei, daß unsere Mutter, die natürlich auch immer anwesend sein mußte, es kaum aushielt. Hatte mein Vater etwas Zeit, so tollte er mit uns wie ein Knabe. Ich sehe ihn noch, wie er mit einer kleinen Wasserspritze hinter uns her war. Die eine Treppe hinauf, die andere hinunter ging die wilde Jagd durch das ganze Haus. Ein mir zugedachter Spritzer traf neben meiner Mutter, die strickend am Fenster saß, die Wand. „Wilhelm, Wilhelm!“ rief sie und erhob drohend den Zeigefinger. Die Eltern waren überhaupt immer für uns zu haben, aßen mit Todesverachtung, was die Schwestern kochten, und rauchten hinterher getrocknete Kastanienstengel.

Wir waren unserer vier, denn meine Eltern hatten die Tochter des Küsters Blankenburg, Auguste, zur Miterziehung mit meinen Schwestern ins Haus genommen. Da sie nach meines Vaters Tode wieder aus ihm schied, habe ich nur eine undeutliche Erinnerung an sie.

Unsere Kinderjahre verliefen so in hellem Sonnenschein. Wir spielten in dem geräumigen Hause, im Hofe und im Garten nach Herzenslust und verkehrten viel mit den Kindern der zahlreichen Verwandten und der noch zahlreicheren Freunde der Eltern. Diese waren sehr nachsichtig gegen uns und nur in Sachen der Wahrheitsliebe streng. Man hatte mit dieser in meiner väterlichen Familie immer einen wahren Kultus getrieben, und einem Manne vom Schlag meines Vaters mußte ja auch die Wahrhaftigkeit als die vornehmste Tugend erscheinen. Um uns nun zu ihr anzuleiten, bestimmte er, daß wir nicht bestraft werden sollten, wenn

wir eine von uns begangene Ungezogenheit selbst meldeten, ehe sie noch anderweitig zur Anzeige gelangt war. Das hatte zur Folge, daß ich z. B. so schnell mich die Beine trugen, aus dem Garten ins Haus stürmte und aus vollem Halse schrie: „Waterchen, Mutterchen, ich habe die und die „Gans“ geschimpft!“

Ich kann nach meinen Erfahrungen diese pädagogische Maßregel nicht empfehlen; denn wir logen nicht mehr, aber auch nicht weniger, als andere frei und liebevoll erzogene Kinder unseres Alters.

Eine sehr freundliche junge russische Bonne namens Jefimija überwachte unser Treiben, und unsere Dienstboten, die mit großer Liebe an unseren Eltern hingen, übertrugen diese auch auf uns Kinder. Wir haben die freundlichsten Erinnerungen an diese lebenswürdigen Menschen. Unser Kutscher stand noch ein halbes Jahrhundert als Waldauffseher im Dienst meines Onkels Moritz, und dadurch blieb auch seine Frau, die vorher bei uns Dienstmädchen war, mit uns im Zusammenhang. Auch der Diener, der ein Original erster Klasse war und auch in den Dienst meines Onkels überging, hat mir später noch seine väterliche Fürsorge angedeihen lassen. Er hat mir als Modell zum Weinthal in meinem Roman „Allein und frei“ gedient. Es war damals überhaupt Sitte, daß das Gesinde im engsten Zusammenhange mit der Herrschaft stand und diese Treue für Treue gab. Fast in jedem Hause gab es alte Dienstboten, die oft sehr lebenswürdig, nicht ganz selten aber auch grillige, eigenwillige und schwer zu ertragende Personen waren.

Viele Freuden verdankte ich einer Nähterin, die ein paarmal wöchentlich in unser Haus kam. Sie war eine unermüdlche Märchenerzählerin, und da ich den von ihr erzählten Märchen später in der Märchenliteratur nicht wieder begegnet bin, so bin ich geneigt anzunehmen, daß sie sie selbst erfand. Ganz besonders liebten wir ein Märchen, das „die Prinzessin mit dem Lauspelz“ hieß, und in dem dem umherirrenden Prinzen die Aufgabe gestellt war, einen solchen Pelz zu beschaffen. Es hieß von ihm mehrfach: „Und dann ritt er, ritt er, ritt er, ritt er, — bis er an einen Wald kam.“ „Bitte, bitte,“ flehten wir dann, „lassen Sie ihn doch noch reiten“, und das alte Mädchen wiederholte dann unzählige Male das „ritt er, ritt er“. Die Alte war sehr häßlich und litt darunter.

Eines Tages weinte sie bitterlich und bekannte meiner jüngeren Schwester auf deren Drängen, daß ihr unschönes Aussehen die Ursache ihres Schmerzes sei. „Aber Liebste,“ rief die Kleine, „von hinten gesehen, sind Sie wirklich gar nicht so häßlich!“

Mittlerweile kam das für uns verhängnisvolle Jahr 1848 heran. Am 31. Mai starb meine Großmutter in Neuenburg. „Unsere liebe Mutter“, erzählt meine Mutter, „hatte ihr einundachtzigstes Lebensjahr erreicht und fing an, recht hinfällig zu werden. Ich fuhr auf ihren Wunsch mit den Kindern nach Neuenburg und fand sie sehr krank. Auf den Tod längst vorbereitet, ließ sie sich vom Schwiegersohn das Abendmahl reichen und verschied wenige Tage darauf sanft. Wilhelm fand sie schon als Leiche. Ihr Tod riß eine große Lücke in den Familientreis; ihr Mutterherz fehlte uns allen.“

Ich erinnere mich noch, daß wir an das Sterbebett der Greisin geführt wurden und ihren Segen empfangen.

Wenige Wochen nach dem Tode der Großmutter brach eine furchtbare Katastrophe über Mitau herein. Am 18. Juni forderte die Cholera ihr erstes Opfer. Viele Verwandte und Freunde starben, zwei unserer Dienstboten erkrankten und mußten von meiner Mutter gepflegt werden. Da die Bauern sich nicht mehr in die Stadt wagten, entstand auch großer Mangel an Lebensmitteln, der den Eltern freilich dadurch erspart wurde, daß ihre Freunde auf dem Lande ihnen allerlei zu des Lebens Nahrung Dienendes über den an einen freien Platz grenzenden Zaun des Gartens warfen: Hühner, Enten, Fleisch usw.

Schließlich erlag auch mein Vater den übergroßen Anstrengungen und erkrankte. Wohl gelang es der unermüdblichen Pflege meiner Mutter, ihn wieder herzustellen, aber seine Lebenskraft war gebrochen, der erst zweiundvierzigjährige Mann abgemagert und ergraut.

Ich habe aus jenem furchtbaren Sommer nur noch in Erinnerung, daß endlose Leichenzüge unter unseren Fenstern vorüberzogen und wir die Tage in sehr gedrückter Stimmung im Garten verbrachten.

Mein Vater überlebte die Cholerazeit noch ein Jahr lang und setzte in ihm mit vieler Mühe durch, daß die lettische Stadt-

und die Landgemeinde getrennt wurden und erstere einen besonderen Geistlichen erhielt. Im Sommer 1849 herrschte auf dem Lande der Typhus, und mein Vater wurde bei Gelegenheit eines Krankenbesuches in einem Bauernhof angesteckt. Er war sich dessen bewußt und glaubte nicht, daß er genesen würde. Obgleich er ein großes Einkommen hatte, besaß er nichts; denn er hatte immer alles, was er nicht notwendig brauchte, an Notleidende weggegeben. Da ergriff er denn einen Bogen Papier und schrieb mit Anspannung der letzten Kraft auf ihn:

„An die Einsassen des Mitauischen Kirchspiels.

Habt Dank für alles Wohlwollen, alle Freundschaft, alle Liebe, die Ihr mir so viel und mannigfach im Leben erwiesen habt. Gewiß, alle Eure Liebeserweisungen fielen auf keinen undankbaren Boden.

Gold und Silber hinterlasse ich den Meinen nicht; ich hinterlasse ihnen aber Eure Freundschaft und Euer Wohlwollen. Nehmt Euch meines Weibes und meiner Kinder an.

W. P.“

Achtundzwanzig Tage lang rang mein Vater mit dem Tode.

Ich selbst erinnere mich sowohl der ergreifenden Sterbestunde meines Vaters wie des Begräbnisses. Wir befanden uns auf dem ganzen weiten Wege immer in einer ungeheuren, weinenden Menschenmenge.

Die Gemeinde errichtete meinem Vater ein Grabmal, und zahlreiche Nachrufe in gebundener und ungebundener Rede bezeugten, wie weite Kreise ihn innig verehrten und um sein frühes Hinscheiden trauerten.

Wir, seine Kinder, haben die Liebe, die seinem Andenken gezollt wurde, noch oft dankbar beobachten können, und sein Name hat uns manches Herz, manches Haus geöffnet.



In der Elementarschule.

Es ist gewiß für jeden Knaben ein großes Unglück, seinen Vater zu verlieren; für mich aber war es ein ganz besonders großes. Nicht nur, weil mein Vater ein edler Mann und ein vortrefflicher Pädagoge war, sondern auch weil meine Mutter außerstande war, mich zu erziehen. Diese kluge, in hohem Grade energische und, sobald es darauf ankam, kurz entschlossene Frau, die ihre Töchter sehr verständig erzog, war mir gegenüber ihr Leben lang vollständig willenlos.

Ich bin natürlich weit davon entfernt, ihr aus ihrer schrankenlosen Liebe und Hingebung, für die ich ihr von ganzer Seele dankbar bin, einen Vorwurf zu machen. Sie konnte nicht anders. Aber wenn sie anders gekonnt hätte, wäre ihr, mir und auch noch anderen Personen viel Herzleid erspart worden.

Es flügte sich so, daß ich auch später von niemandem bewußt erzogen und gebildet wurde. Was ich bin, bin ich — unter Gottes gnädigem Beistand — ganz und gar durch Selbsterziehung geworden, wobei mir allerdings das Beispiel meiner Verwandten und die von den Vorfahren ererbte Anlage zu Fleiß und Rechtschaffenheit sehr zustatten kamen. Aber ich wünsche niemandem, sich selbst erziehen zu müssen. Auf diesem Wege geht man bald mit wunden Füßen durch hartes Dornestrüpp und erhält Wunden, deren Narben sich nicht wieder ganz verwischen.

Der Segen, der von edlen Menschen ausgeht, wirkt weit über ihr Leben hinaus. So kam man denn auch jetzt von allen Seiten meiner Mutter zu Hilfe. Die Kirchspielsherren und mein Großonkel stellten sie wirtschaftlich sicher, und auch mein Onkel Moriz Conradi eilte herbei, um der mütterlichen Schwester hilfsreich zur Seite zu stehen. Er hatte in Dorpat Theologie studiert, war in Amboten Vikar gewesen und ein Jahr vor dem Tode meines Vaters Gardebivisionsprediger und lettischer Pastor in

Petersburg geworden. Obgleich er sich in dieser Stellung sehr wohl fühlte, folgte er doch um der Schwester willen der Anforderung, der Nachfolger meines Vaters zu werden.

Wir blieben zunächst auch seine Hausgenossen; meine Mutter fürchtete aber, der Bruder könnte um ihretwillen auf die Ehe verzichten und bezog deshalb später eine eigene Wohnung in der Schreiberstraße.

Ich habe an die Zeit, in der wir noch bei meinem Onkel wohnten, fast gar keine Erinnerung, weiß auch nicht, wie lange sie währte. Meine Erinnerung erwacht erst wieder in dem neuen Heim. Hier begann auch der erste Unterricht, indem ich das Lesen bei meiner Mutter erlernte. Es geschah nach der Buchstabiermethode und war eine entsetzliche Prozedur, bei der wir viele Tränen vergossen und für unsere Leiden in unzähligen Küssen und Umarmungen Trost suchten und fanden. Dann wurde ich einer Elementarschule zugeführt, die ein aus Hamburg stammendes Fräulein Glaeser hielt, und die von den Kindern des Adels und der Literaten besucht wurde. Sie enthielt eine Abteilung für Knaben und eine für Mädchen, die in verschiedenen Räumen unterrichtet wurden. Der Unterricht erfolgte in der unsäglich langweiligen Weise jener Zeit. Das Rechnen z. B. erlernten wir so, daß wir erst ein Vierteljahr lang immer mehr in die Breite und in die Länge gehende Zahlenreihen zusammenzählten, dann ebensolange voneinander abzogen, dann sie vervielfältigten, endlich sie teilten. Darauf begann das alles mit benannten Zahlen von neuem. Im übrigen ging es in der Schule sehr vergnügt her; denn wir kannten uns meist schon aus dem Elternhause, und die Vorsteherin verstand es vorzüglich, mit uns umzugehen. Wir erhielten täglich als Quittung über unsere Leistungen eine farbige, kleine Karte: rosa — gut, grün — sehr gut, blau — ziemlich gut, grau — schlecht. Drei grüne Tage hintereinander brachten am vierten eine silberfarbene, drei graue eine schwarze. Meine zweite Schwester, die ein ungewöhnlich tugendhaftes Kind war, brachte es nicht selten zu silbernen Karten, während ich mich nicht erinnern kann, je diese Auszeichnung erhalten zu haben.

Wir brachten alle einen großen Standes- und Familien-
dünkel mit in die Schule und bestärkten uns gegenseitig in ihm.

Wir waren ferner alle begeisterte Kurländer und waren felsenfest davon überzeugt, daß es kein größeres Glück auf Erden geben könne, als als Kurländer zur Welt gekommen zu sein. Da uns als Ideal eines solchen ein aufrechter, furchtloser und ritterlicher Mann vorschwebte, war dieser Wahn gar nicht so schlimm.

Sobald ich das Lesen erlernt hatte, war kein Buch vor mir sicher. Wir hielten das „Pfennigmagazin“, das, wie ich glaube, die erste illustrierte deutsche Zeitschrift war, und ich las es immer wieder. Ein Bild, das die Hinrichtung von Maria Stuart darstellte, ist mir unvergeßlich; ich sehe den groben Holzschnitt noch heute deutlich vor mir. Die Henschen Fabeln und viele Grimmsche Volksmärchen kannte ich auswendig. Was sich von diesen irgend dramatisch gestalten ließ, wurde von uns Kindern aufgeführt. Besonders beliebt war der aus einer anderen Quelle stammende Ritter Blaubart. Wir wurden nicht müde, die arme Eleonore ihre furchtbare Entdeckung machen zu lassen, und die sieben erhängten früheren Frauen des Unmenschen wurden durch die in Laten gehüllten, auf Stühlen stehenden Freundinnen meiner Schwestern höchst lebenswahr dargestellt. Nicht immer zu deren Freude, denn eine von ihnen beklagte sich einmal, bitterlich weinend, bei meiner Mutter darüber, daß sie stets hängen müsse. Das höchste Entzücken erregten die Erzählungen von Franz Hoffmann; die Eltern waren aber, zum größten Schmerz ihrer Kinder, der Meinung, daß sie die Phantasie zu sehr anregten. Wir wurden deshalb meist auf Gustav Nieritz und später gar auf Horn verwiesen, Erzähler, die uns auch nicht annähernd so zu fesseln wußten wie Franz Hoffmann.

Um jene Zeit erschien auch „Onkel Toms Hütte“, und ich erinnere mich noch sehr gut des beispiellosen Erfolgs, den das Buch hatte. Man sprach lange Zeit von nichts anderem, und wer, wie meine Mutter, früh in den Besitz eines Exemplars gelangt war, der wurde von allen Seiten um dasselbe gebeten und mußte, um niemand zu verletzen, ein Verzeichnis der Bittsteller anlegen.

Ich erinnere mich, daß Elisa meine lebhafteste Teilnahme gewann, während Onkel Tom selbst sich durch seine Geduld meine Abneigung zuzog.

Sehr früh erwachte in mir der Wunsch, die Geschichte Kurlands kennen zu lernen; das einzige Buch, das es damals über sie gab, konnte ich aber nicht verstehen. Dagegen verschlang ich einen in Kurland spielenden historischen Roman von Heinrich Laube: „Die Bandomire“, in dem zwei ritterliche Brüder in einem Konflikt mit dem Adel elendiglich umgebracht wurden. Da es, wie ich glaube, mit Recht, hieß, daß diese Schilderung auf einem wirklichen Ereignis beruhte, das sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts zugetragen hatte, so rief sie in mir eine lebhaftere Erbitterung gegen den Adel wach. Wie denn meine Sympathien in meiner Jugend immer — und oft mit einer starken Übertreibung — den Unterlegenen und überhaupt den Geringeren gehörten.

Die ersten Sommer nach meines Vaters Tode verbrachten wir in dem Städtchen Doblen. Das Leben in dieser kleinen Stadt bot mir jetzt und mehr noch später mancherlei lustige Eindrücke, die zum Teil in meinem Roman „Wilhelm Wolffschild“ wiedergegeben sind.

So gab es dort in jeder Johannisnacht eine regelrechte Schlacht. Es war althergebracht, daß schon am Nachmittag die wohlhabenden Mitauer Handwerker mit ihren Frauen und Töchtern in zahlreichen Wagen eintrafen und in der Ruine ein Picknick abhielten, bei dem kräftig getrunken wurde. Brach dann die Dämmerung herein, und waren die Johannisfeuer in Brand gesetzt, so ging der männliche Teil der Festgenossen auf Händel aus. Auf einer Brücke, die über einen kleinen Fluß führt, oder vor der hochgelegenen Poststation pflegten sie auf die Doblener zu stoßen. Ein an einer Zigarre angesteckter und unter die Feinde geschleudertes Schwärmer gab dann das Signal zum Kampf. Eine zahlreiche Korona sah diesem zu und feuerte die Kämpfer durch Zurufe: „Hurra für Mitau!“ „Hurra für Doblen!“ an. Es war ein ganz wunderlicher Anblick, der aber für den Knaben nicht ohne Reiz war. Mein alter Freund Anton Dreher — der Mann war im Kopfe nicht ganz normal und fand seinen Unterhalt dadurch, daß er in den Kneipen für Geld lachte — pflegte zu sagen: „Die Johannisnacht, Jungherrchen, ist doch die schönste im ganzen Jahr. So starke Leute wie die sich ordentlich prügeln zu sehen, ist doch ein wahres Vergnügen.“

Auf einem so alt überkommenen Kriegsschauplatz nahmen naturgemäß auch schon die Spiele der Knaben einen kriegerischen Charakter an. Und das um so mehr, da ein lebhafter Offizier — einer der liebenswürdigsten und amüsantesten Menschen, die mir begegnet sind — sich unserer annahm und uns in die Geheimnisse der Strategie einweihete.

Wir waren in dieser Zeit auch viel im Pastorat Neuenburg, für dessen Bewohner meine Mutter eine innige Liebe hegte. Es war bei Lebzeiten meines Onkels Bernemitz in jeder Beziehung für viele Pastorate jener Zeit typisch. Obgleich das Wohnhaus sehr groß und geräumig war, genügte es nicht für die zahlreichen Kinder und die noch viel zahlreicheren Gäste; man hatte deshalb auch noch einige Zimmer in der Herberge für die Herrschaft hergerichtet. Die Felder, die ihrem Umfang nach ein kleines Rittergut bilden konnten, und der große Garten wurden vorzüglich bestellt, das Hausgesinde war zahlreich und der Familie sehr ergeben. Mein Onkel war ein aufrechter, tüchtiger, etwas nüchterner Mann. Er hatte drei Töchter und sieben Söhne; die Söhne studierten nacheinander resp. nebeneinander in Dorpat, vier von ihnen Theologie. Sie waren alle sehr stattliche, zum Teil schöne junge Männer, in ihrem Wesen meist etwas laut und verb. Alle Geschwister standen sehr liebevoll zueinander.

Die Gastfreundschaft des Hauses war buchstäblich unbeschränkt; ich glaube nicht, daß seine Bewohner jemals ganz ohne Gäste waren. In den Ferien aber ging es bei ihnen zu wie im Lande der Phäaken. In ihnen kehrten in ihm nicht nur die Söhne ein und Freunde, die sie von der Universität mitbrachten — gleichzeitig zwei bis drei und mehr —, sondern auch sonst Verwandte jeden Alters und Geschlechts.

Dann verliefen die Tage etwa so: von sieben bis halb zehn stand der Kaffeetisch bereit, an dem die Gäste nach und nach Platz nahmen und sich erst von ihm erhoben, damit das Frühstück serviert werden konnte. Dieses währte bis gegen elf Uhr. Dann erging man sich im Garten oder saß plaudernd auf den einzelnen Zimmern beisammen. Um ein Uhr wurde zu Mittag gegessen und bis drei Uhr geplaudert. Dann schlief alles bis gegen fünf, wo man sich zur Einnahme des Tees zusammensand. Nun folgte ein gemein-

samer Spaziergang oder eine gemeinsame Spazierfahrt. Nach der Rückkehr aß man zu Abend, und dann saßen alle um einen runden Tisch zusammen, die Herren bei einem Glase Grog oder einem Bunsch.

Das Haus, das wir in Mitau bewohnten, gehörte einem russischen Kaufmann Tailow, und dieser betrieb in einem Hinterhause mit Hilfe eines primitiven Göpelwerkes eine kleine Wattenfabrik. Das Pferd, das das Göpelwerk bewegte, wurde abwechselnd von ein paar Jungen — armer Proletarier Kinder — bedient, und da sich mein Taubenschlag, dem ich meine ganze freie Zeit widmete, neben dieser Anlage befand, war ich mit diesen Jungen, die sich für meine Tauben lebhaft interessierten, bekannt geworden. Ich war dadurch in die schlechteste Gesellschaft geraten, und es war mein Glück, daß meine Mutter damals erkannte, daß ich einer anderen Erziehung bedurfte, als sie mir geben konnte. Mein Onkel Conradi in Sallgallen nahm, um seine zahlreichen Kinder besser erziehen zu können, fremde Knaben in Pension. Da er seinen zweiten Sohn nach Mitau auf das Gymnasium zu geben wünschte, kamen meine Mutter und ihr Bruder überein, daß mein Vetter zu ihr, ich nach Sallgallen kommen sollte.

So kam ich auf den Hof, der schon im Leben meiner Vorfahren eine so große Rolle gespielt hatte, und dessen Mittelpunkt noch immer der „Große Baum“ bildete.



In Sallgallen.

v Das Pastorat Sallgallen liegt 24 Kilometer oberhalb Mitaus an der Sengaller Aa. Die Landschaft ist hier ganz flach, und man sieht nicht einmal am Horizont einen fernen Wald, wie doch sonst fast überall in Kurland; der Himmel liegt wie eine Glocke über den fruchtbaren Gefilden. Aus Rücksicht auf die Überschwemmungen durch den Fluß sind die Gefinde in einiger Entfernung von ihm angelegt, begleiten ihn aber in langer Reihe, ein jedes inmitten der zu ihm gehörenden Felder. Etwas oberhalb des Pastorates beginnt eine von Wiesen ausgefüllte Niederung, die in sanftem Bogen etwa 5 Kilometer weit bis Annenburg läuft und im Frühling von der aus ihren Ufern tretenden Aa überschwemmt wird. Sallgallen und die auf dem rechten Ufer liegenden Gefinde befinden sich dann auf einer Insel, und diesem Umstande verdankt der Ort vielleicht seinen Namen, der deutsch „Inselende“ lauten würde.

v Den Mittelpunkt der ganzen Hoflage von Sallgallen bildete noch zu meiner Zeit der „Große Baum“. Er wölbte seine Riesenkuppel in etwa hundert Schritt Entfernung von der ihm zugekehrten Front des Wohnhauses und stand in der Mitte des Gartens. Meine Phantasie hat den „Großen Baum“ oft umschwebt. Er kommt mehrfach in meinen Erzählungen vor, als noch junger Baum in „Die von Kelles“. Ich habe damit eine Dankeschuld gegen ihn abgestattet; denn er hat mir oft Schatten gespendet, während ich auf der Rasenbank um ihn von der Vergangenheit meiner Heimat träumte und erwog, wie sie sich wohl poetisch wieder beleben ließe, und er ist mit der Geschichte meiner Vorfahren eng verbunden. Rechts vom „Großen Baum“ lag der Park mit schönen alten Bäumen, einem kleinen Teich und einem künstlichen Hügel, links erstreckten sich Gemüse- und Beerenbeete, aus denen sich Obstbäume erhoben. Der zweite Hügel, der Schneckenberg, von dem

meine Mutter erzählt, war schon verschwunden. Zwischen der Freitreppe des Wohnhauses und dem „Großen Baum“ lagen sorgfältig gepflegte Blumenbeete.

Das von meinem Großvater erbaute Wohnhaus war sehr geräumig. Nach dem Garten zu lagen in einer Reihe sechs Zimmer und ebensoviele nach der Seite des Flusses. Eine Treppe hoch befanden sich noch zwei, von denen das auf den Garten hinausgehende vom Hauslehrer bewohnt wurde, das andere das Schulzimmer war. Von der Flussseite her stieß in rechtem Winkel an das Wohnhaus die mit ihm durch einen bedeckten Gang verbundene „Herberge“, ein Gebäude, in dem sich die Küche, die Wohnungen der Viehpflegerin, die „Hofmutter“ hieß, und der Mägde befanden.

Der westliche Giebel des Wohnhauses grenzte an den Hof, den der Pferdestall, der Viehstall und der Speicher — die Klee — in unregelmäßigem, offenem Viereck umgaben. Der Feuergefährte wegen lag hier, wie überall, die „Riege“, das Gebäude, in dem nach Landesart das Korn im Stroh gedörret wurde, in einiger Entfernung vom Hof.

Alle Gebäude waren in vorzüglicher Verfassung, ebenso die Felder, denn mein Onkel war ein vortrefflicher Landwirt. Als ich nach Sallgallen kam, ging er eben von der Frohn zur Verpachtung der zum Pastorat gehörenden Gefinde über, von denen eins zur Wohnung für die neu angeworbenen Knechte bestimmt wurde. An die Stelle der elenden Pferdchen, die die Bauern bisher stellten, traten sechs kräftige Kleeper; es wurde gutes Ackergerät angeschafft, die Dreifelderwirtschaft durch das moderne System ersetzt.

Das geschah dann in wenigen Jahren allgemein, und wer nie Gelegenheit gehabt hat, die Wirkung einer so tief einschneidenden wirtschaftlichen Maßregel zu beobachten, kann sich von ihrer Bedeutung keine Vorstellung machen. In einem Jahrzehnt war das Land wie verwandelt. Die Gutsherren gingen mit gutem Beispiel voran, die nun für die eigene Tasche arbeitenden Bauern folgten. Überall ging man nun der „Altmatte“ zuleibe und schuf Neuland, dessen jungfräulicher Boden reiche Ernten gewährte; der Anbau von Klee ermöglichte einen ganz anderen Viehstand als bisher; die neue, intensive Bestellung des Acker verlangte neue Geräte. An die Stelle der Hütten, deren Inneres der Rauch ge-

schwärzt hatte, traten bald stattliche Wohnhäuser; der Bauer kleidete sich ganz anders, nährte sich besser und bekam auch ein Verständnis für den Wert der Volksschule. Diese Wandlung vollzog sich, wie ich wiederhole, mit unglaublicher Schnelligkeit und führte eine bis dahin unerhörte Steigerung des Bodenwertes herbei.

Mein Onkel Karl Conradi war ungewöhnlich groß, schmal-schultrig und sehr hager. Er hatte verbe Züge, aber schöne, blaue Augen. Er wirkte bei seiner geraden Haltung und seinem zurückhaltenden, gemessenen Wesen sehr würdevoll und vornehm. Ritter, angetan mit weit über die Knie reichenden gespornten Stiefeln, einen hellgrauen Schlapphut auf dem Kopfe, auf seiner hochbeinigen Stute vom Hof, so sah er freilich mehr aus wie ein Edelmann des 17. Jahrhunderts, der einen Nachbarn besuchen wollte, als wie ein Geistlicher des 19., der unterwegs war, einen lettischen Bauern mit dem Sterbesakrament zu versehen.

Wohl infolge des Umstandes, daß die Erwachsenen sich so gar nicht um die Kinder kümmerten, hatte sich bei diesen in Sallgallen ein unglaublich herber Ton ausgebildet. Jede Gefühlsäußerung wurde als Sentimentalität verspottet; alle Äußerungen geistiger Interessen wurden als „affektiert“ abgewiesen. Ein jedes verschloß, was von Gefühl in ihm lebte, ängstlich in seiner Brust und hielt es für mannhafte, es möglichst zu verleugnen.

Ich litt in der ersten Zeit unfägliche Qualen, denn ich war bisher von der liebevollsten Mutter im höchsten Grade verwöhnt worden und mußte mich nun darin finden, mich in einer sehr rauhen Umwelt wohl oder übel zu behaupten. Da ging es denn gar nicht anders, als daß ich schließlich auch alles Fühlen möglichst unterdrückte, kräftig die Fäuste und Ellenbogen brauchte und der Willkür einen trotzigem Sinn entgegensezte. Galt es, Verbotenes zu tun oder jemandem einen frechen Schabernack zu spielen, so war ich der ersten einer und ließ mich durch die in Aussicht stehende Strafe nicht im mindesten abschrecken. Waren doch die jungen Spartaner recht eigentlich unsere Ideale, und gab doch keckes, unbekümmertes Wagen, schweigendes Dulden während der Züchtigung Ansehen unter den Altersgenossen. Es ist aber mit den Gefühlen wie mit den Körperteilen, — was nicht gebraucht wird, verkümmert.

Indem wir taten, als ob alle zarteren Gefühle uns fremd wären, kam auch wirklich eine gewisse Roheit in uns zur Herrschaft.

Außerhalb der Lehr- und der Arbeitsstunden kümmerte sich kein Mensch um uns, und diesem Umstande verdanke ich es, daß ich in Sallgallen doch viele frohe Stunden verlebte, und daß ich mit dem Leben der Landleute vertraut wurde.

Eine Quelle immer neuer Freuden war für uns der Fluß. Kaum war im Frühling der Eisgang vorüber, so kamen aus dem Oberlande die Flöße herab. Wir ruderten an diese heran, und die Flößer gestatteten uns gern, uns für eine Weile ihnen anzuschließen. Während sie uns von ihrer oft nicht ungefährlichen Fahrt erzählten, glitt das Floß mit der Strömung sanft bergab. An stillen Frühlingsabenden war eine solche Fahrt höchst reizvoll. Hier oder da sprang ein Fisch aus dem Wasser, eine Flucht Wildenten erhob sich von ihm, Kraniche und Wildgänse zogen über uns hin. Wir sahen auch wohl einmal ein paar wilde Schwäne sich zu kurzer Ruhe auf den Fluß hinablassen und den Fischadler nach Beute tauchen. Zu Fuß kehrten wir dann, nach kürzerer oder längerer Fahrt, durch den Vorfrühlingsabend nach Hause zurück.

Den Flößern folgte bald „das Holz“, wie wir sagten. Die beiden Quellflüsse der Sengaller Aa, die Memel und die Muhs, ^v kommen aus ausgedehnten Staatswäldungen. Die dort gefällten Räume wurden in etwa zwei Meter lange Kloben verwandelt, und dann zu einer gewissen Zeit, in der die Aa nicht mehr über die Ufer getreten, aber doch noch voll Wasser war, in den Fluß geworfen. Die Bewohner der Ufer konnten nun so viele Kubikfaden, als sie erworben hatten, auffischen und am Ufer aufstapeln. Ersteres geschah mit Bootshaken und war eine höchst vergnügliche Arbeit, an der wir Knaben uns fleißig beteiligten. Die Hauptmasse des Holzes wurde in Mitau festgehalten und bot der Stadt das erforderliche Brennholz.

Der Wasserspiegel des Flusses hatte sich mittlerweile stark gesenkt, und nun begann ein Hauptvergnügen: der Fang der Neunaugen. Diese Fische gingen jetzt in großer Zahl stromaufwärts und suchten die Stellen auf, wo hinter im Fluß liegenden erraticen Blöcken sich kleine Steine aufgehäuft hatten. An diesen

sogen sie sich fest und ruhten, vor der Strömung geschützt, aus. Wir fuhren nun in einem leichten Boot zu zweien gegen den Strom. Der eine, der im Hinterteil stand, bewegte das Boot durch einen Bootshaken vorwärts, der andere kniete im Bug, hatte die rechte Hand mit einem wollenen Handschuh bewaffnet — um den glatten Fisch ergreifen zu können — und hielt in der Linken einen Käscher, ein an einem Stabe befestigtes kleines Netz. Er gab durch Winke dem Steuermann die Richtung. Kam er nun an die Neunaugen, so fuhr er — je nach der Tiefe, in der sich die Fische befanden — mit dem Arm oder dem Käscher, möglichst leise ins Wasser und holte sich eine Neunauge nach der anderen. Verfuhr man geschickt, so konnte man vier bis fünf und mehr Fische ergreifen, ehe die anderen Unrat merkten und blitzschnell verschwanden. Es war das ein ganz herrliches Vergnügen.

War die Neunaugenzeit vorüber, so begann die der Krebse. Wie köstlich schmeckten die, wenn wir sie uns selbst gefangen und selbst gekocht hatten.

In der warmen Jahreszeit waren wir beständig am oder im Fluß und schwammen wie Fischottern. Die Freude an dieser Bewegung hat mich durch das ganze Leben begleitet. Ich kenne kaum einen größeren Genuß, als bei unbewegter See durch das Wasser zu gleiten und tief unter mir den Meeresboden zu beobachten oder still auf dem Rücken zu liegen und mir vom blauen Himmel herab die Sonne auf den Leib scheinen zu lassen.

Trat der erste stärkere Frost ein und bedeckte den Fluß mit einer dünnen, durchsichtigen Eisdecke, so galt es die Fische „schlagen“. Man begab sich mit einer Art auf das Eis und suchte die Stellen auf, wo, wie man wußte, Hechte standen. Dieser Fisch verweilt oft, während er auf Beute lauert, lange an derselben Stelle. Nun hieß es, mit dem stumpfen Ende des Beiles genau über ihm auf das Eis zu schlagen. Gelang das, so kam der durch den Luftdruck betäubte Fisch bauchaufwärts an die Oberfläche und konnte durch ein in das Eis geschlagenes Loch ergriffen werden. Es war dies ein nicht ungefährliches Vergnügen, denn es konnte nur gelübt werden, wenn das Eis eben einen Mann trug.

Wir liefen natürlich alle fleißig Schlittschuhe und sausten in kleinen Schlitten von dem Sallgallen gegenüberliegenden hohen Ufer auf den Fluß herab und über ihn hinweg.

Während des Eisganges war die Niederung, von der oben die Rede war, überschwemmt. Wir fuhren dann auf Eisschollen auf ihr umher und machten uns nichts daraus, wenn wir einmal ins kalte Wasser fielen. Kleider und Stiefel wurden dann an dem Ofen, so gut es ging, getrocknet. Wir waren überhaupt im höchsten Grade abgehärtet und bauten unsere Schneeburgen auch bei starker Kälte, ohne Paletots anzuhaben.

Unsere Kleidung war die denkbar schlechteste. Meine Mutter hatte meinen Onkel gebeten, mich ebenso zu kleiden wie seine Söhne, und unsere Gewänder wurden von einem wandernden Schneider hergestellt, dessen Kunstwerke oft nicht geringe Leiden verursachten, indem sie unter den Armen erbärmlich drückten. Die des Schuhmachers waren meist noch viel schlimmer. Als ich auf das Gymnasium kam, hatte ich neun Hühneraugen und zwei Frostbeulen an den Füßen und konnte kaum gehen.

Mit viel Vergnügen verkehrte ich mit den Diensthöten und den Bauern; denn ich hatte die Liebe zu den Letzten von meinem Vater geerbt. Da sind nun in erster Reihe die beiden Blukes zu nennen.

Der alte Bluke war eigentlich ein Taugenichts. Mein Großvater hatte ihm seinerzeit ein Gefinde anvertraut, es ihm aber wieder abnehmen müssen, weil er es vernachlässigte. Später wurde er als ein Hänßchen in allen Gassen beschäftigt, zimmerte Wagen, besserte die primitiven Geschirre der Ackerpferde aus, spaltete Holz, trug Wasser usw. Er war aber immer außerordentlich froh, wenn ich mich zu ihm gesellte und er von der früheren Generation seiner Herrschaft erzählen konnte. Er hing mit jeder Faser seines Herzens an den Conradis und allen, die zu ihnen gehörten, und war die lebendige Chronik derselben. Das galt noch mehr von seiner Frau, zu der er eigentlich nur das Anhängsel war. Frau Bluke war seit vielen Jahren die „Hofmutter“, d. h. ✓ die Viehpflegerin, und es ist ganz undenkbar, daß es jemals eine fröhlichere und energischere alte Frau gegeben hat als sie. Als ich sie zum letzten Male sah und herzlich küßte — wenn eins von

uns, die wir unter dem „Großen Baum“ erwachsen waren, nach Sallgallen kam, so eilte es gleich, nachdem es die Verwandten begrüßt hatte, zur alten Bluke —, war sie gewiß weit über achtzig Jahre alt; aber sie sprang mir entgegen wie ein ganz junges Ding. Die Mägde hatten ihre liebe Not mit der Alten, deren scharfen Augen nichts entging, und die sie in steter Bewegung erhielt. Und sie konnte energisch sein — alle Achtung. Ihr Mann pflegte, sobald er sich ohne ihr Wissen ein paar Pfennige erworben hatte, dieselben im Kirchrügel zu vertrinken. Dann schwankte er, muntere Volkslieder singend, nach Hause. Die Gattin ohrfeigte ihn bei seinem Eintritte, solange sie den Arm heben konnte, und das war lange. Sprach ich ihn dann am anderen Morgen auf das Erlebnis hin an, so machte er sein verschmiztestes Gesicht und brach in einen Strom von Lobeserhebungen über sie aus. „Was für ein Weib!“ rief er immer wieder bewundernd aus. „Ich sage Ihnen, Jungherrchen, so hauen wie die, kann kein Kerl. Und Belehrung muß ja auch sein.“

Die Alte war nicht nur eine der Sachlage entsprechende Mustergattin und eine vorzügliche Viehpfleglerin, sondern galt auch in weitem Umkreise für einen vortrefflichen Arzt. Sie „besprach“ Warzen und „die Rose“ und erreichte in der That auf diesem Gebiet Erfolge, die ebenso tatsächlich wie unbegreiflich waren. Ihre Kuren waren überhaupt absonderlicher Art. Während ich in Sallgallen lebte, wurde die Gegend von einer sehr bössartigen Fieberepidemie heimgesucht. Man nannte die Krankheit, die intermittierend auftrat, das „kalte Fieber“, und sie endete nicht selten mit dem Tode. Die alte Bluke kurierte das Fieber so: Wurde ein Patient zu ihr gebracht, so entnahm sie in seiner Gegenwart kleinen Schächtelchen allerhand Ungeziefer: Läuse, Flöhe, Schaben, die wir Preußen nannten, usw., zerhackte sie, bestreute die Masse mit etwas Mehl und formte sie zu Pillen, die der Kranke einnehmen mußte. Das Mittel versagte fast nie seine Wirkung. Ärzte, denen ich das später gelegentlich erzählte, führten sie auf das starke Ekelgefühl zurück.

Die beiden Blukes hatten eine ausgesprochene Vorliebe für mich. Sie hatten beide meinen Vater von Jugend auf persönlich gekannt und hingen mit der innigsten Liebe an seinem Gedächtnis.

Wie später in allen Verhältnissen so oft, öffnete mir auch hier die Erinnerung an ihn die Herzen.

Wie deutlich steht die Spinnstube der Alten noch vor mir! Draußen ist der nordische Winter in voller Kraft; es friert zwanzig Grad und darüber; im Zimmer der Blukes herrscht die behaglichste Temperatur. Hier sind noch die Urzustände der Menschheit: in einem an der Wand angebrachten Ring steckt ein brennender Kienspan, d. h. ein etwa ein Meter langer, zwei Finger breiter, ganz dünner Streifen Fichtenholz, der „Pergel“. Bei seinem rauchenden Licht spinnen die alte Bluke und die Mägde. Die Spinnräder surren, und die Alte erzählt, während der harzige Geruch des „Pergels“ die Luft erfüllt, Märchen. Der alte Bluke aber sitzt auf einer Bank am Ofen und raucht. Ist der „Pergel“ heruntergebrannt, so steht er auf und ersetzt ihn durch einen neuen Kienspan, der mit vielen anderen in einem Eimer steht. So an Wochentagen. An Sonnabenden aber singen wir alle Kirchenlieder.

Die Abende waren von eigenartiger Poesie und wurden auch schon von dem Knaben als höchst reizvoll empfunden.

Obgleich es uns streng verboten war, verbrachten wir so manche Sommernacht bei den Pferden auf der Weide. Das war ganz herrlich. Da oft Pferdediebstähle vorkamen, mußte ein Knecht die Nacht über bei ihnen wachen.

Dem schlossen wir uns an. Wir machten uns zunächst ein Feuer und saßen plaudernd um dasselbe. Allmählich erlosch es, und wir suchten die ambulante Hütte auf. Rings um uns das Dämmerlicht der nordischen Sommernacht, in der das Tierleben rege bleibt: im Korn schlägt die Wachtel, in der Wiese schreit der Wachtelkönig, im Graben surrt der Erdkrebs. Den Pferden sind die Vorderfüße zusammengesperrt, wenn sie sich vorwärts bewegen wollen, müssen sie einen schweren Sprung tun. Von Zeit zu Zeit schnaubt eins, während man die anderen den Klee abrufen hört. Der Knecht aber erzählt uns von seinem Leben, in dem es, so einfach es auch verlief, doch immer Höhepunkte gab. Allmählich verstummt er, und auch wir verfallen in den gesunden Schlaf der Jugend, bis uns die Morgenkühle weckt. Mir gaben diese Nächte eine Fülle von poetischen Anregungen, und wenn heute über eine Berliner Straße eine Sternschnuppe hinsfährt,

zaubert sie mir oft wieder das nächtliche Feld bei Schule, so hieß der Hof, in dem die Knechte des Pastorats hausten, vor die Seele. Wie tiefe Einblicke in das Seelenleben des Landvolkes habe ich da als Knabe tun dürfen!

Die Bauern hatten damals noch ganz eigenartige Sitten. So spielte bei ihren Festen der wollene Handschuh eine große Rolle. Das Pferd, das bei einer Hochzeit den Brautwagen zog, war über und über mit Handschuhen behängt; der Tanz wurde am Abend mit dem Handschuhstanz — einer Art Polonaise — eröffnet. Jede Tänzerin brachte Handschuhe mit, die ihr der Tänzer für Geld abkaufte, das sie ihrerseits den Musikanten übergab. Die Handschuhe werteten verschieden. Doppelte Fingerhandschuhe galten mehr als einfache, Fausthandschuhe mehr als Fingerhandschuhe.

Merkwürdig war auch die Sitte, daß die Konfirmation der Kinder mit Handschuhen bezahlt wurde. Die Eltern spendeten, je nach ihren Verhältnissen, mehr oder weniger Paar Handschuhe, die sich auf dem Speisetisch des Pastorats aufhäuften. Sie begaben sich dann in die Herberge und kauften hier ihre Handschuhe zurück. Es hatte ihnen nur widerstanden, die heilige Handlung mit Geld zu bezahlen.

Der Bette jener Zeit hatte überhaupt ein für seine damaligen Verhältnisse erstaunlich entwickeltes Gefühlsleben und war, soweit ich ihn kennen lernte, ein sehr weicher Mensch. Er hing an denen, die er lieb hatte, mit großer Treue und verkehrte mit den Seinigen liebevoller, als es sonst wohl Bauern zu tun pflegen. Als für die Betten charakteristisch fiel mir die große Liebe auf, die die Geschwister miteinander verband.

Im Verkehr mit meinem Onkel und meiner Tante standen von den Nachbarn nur die Familie Denffer in Grafenthal, von der noch viel zu erzählen sein wird, und die Familie des Propstes Conradi in Mesoth. Der Propst war mit den Conradis in Sallgallen, trotz des gleichen Namens, nicht verwandt. Er war ein bedeutender, ungewöhnlich liebenswürdiger Mann und hatte in seinem Wesen etwas sehr Sanftes, Ausgeglichenes.

Sallgallen beherbergte aber fast immer Gäste, die von weit her kamen, denn das Pastorat bildete den seelischen und gesell-

schastlichen Mittelpunkt für die ganze große Familie. Traf ein Angehöriger aus der Fremde, etwa aus Petersburg oder Warschau, in Sallgallen ein, so war das erste, wonach er verlangte, ein Teller „saure Grüße“. So heißt das Nationalgericht der Kurländer, und diese für jeden Nichtkurländer gewiß fürchterliche Speise war ihnen mit der Heimat so verwachsen, daß sie erst, nachdem sie saure Grüße verzehrten, das Gefühl hatten, wirklich wieder zu Hause zu sein. War der Gast ein in der Fremde erwachsenes Mitglied der Familie, so versammelte sich alles um ihn und beobachtete, wie er sich zu dem ihm gereichten Teller „saure Grüße“ verhielt. Schmeckte sie ihm, so war er ein „echter Kurländer“, womit wir das höchste Lob erteilten, das wir zu vergeben hatten.

So wenig die Umstände dazu aufforderten, so regte doch die Dichterseele in mir schon damals ganz leise und in aller Heimlichkeit ihre Schwingen. In mir lebte von klein auf ein lebhaftes Verständnis für das Naturleben. Ich erwarb mir nicht nur ganz durch eigenes Ahtgeben — denn in Sallgallen konnte kein Mensch den Gesang eines Stieglitz von dem eines Hänflings unterscheiden — die Kenntnis der Vogelsprache, ich konnte auch über die Bilder, die sich mir in der Natur boten, in das größte Entzücken geraten. Früher als wohl sonst einem Knaben erschloß sich mir die Poesie der Landschaft, in meinem Falle der von Kornfeldern und Wiesen bedeckten Ebene. Ich wurde nicht müde, mich an dem Anblick des im Winde wogenden Roggens zu erfreuen oder die Stille des Sommermittags auf mich wirken zu lassen. Mitten im Felde lag eine Riesgrube, in deren Wänden unzählige Uferschwalben nisteten. Sie sahen insolgedessen aus, als ob sie von Kartätschen durchschossen wären. Ich gelangte zu ihr auf einem schmalen Rain zwischen dem mannhohen Korn und war dann ganz von der Welt abgeschlossen. Nur die Wolken zogen über mich hin, und die Schwalben umkreisten mich. Ich habe dort manche Stunde verträumt und auch den Schrecken der Stille kennen gelernt, den die Griechen im Pan verkörperten; denn es überkam mich wohl auch einmal ganz plötzlich ein Angstgefühl, als müsse der Halmwald um mich her sich plötzlich auseinandertun und etwas Ungeheures erscheinen.

Wundervoll war auch die nordische Sommernacht, wenn leichte Nebel über der feuchten Wiese lagen und aus dem Halbdunkel heraus allerlei Töne vernommen wurden: der Ruf des Wachtelkönigs, das Pflöckchen der Wachtel, ferne Stimmen von allerlei Sumpfvögeln, das Schnarren des Erdkrebses.

Solche Eindrücke sog ich mit allen Sinnen ein, und sie haften mir noch heute treu im Gedächtnis. Und zum Teil aus ihnen heraus brachte ich einem Dichter volles Verständnis entgegen, dessen Werke damals in meine Hände kamen, und dem ich unendlich viel Dank schulde: Walter Scott. Mein Onkel besaß eine Gesamtausgabe seiner Werke, und ich habe sie immer und immer wieder gelesen. Besonders entzückten mich „Das Kloster“ und „Der Abt“, aber auch die meisten anderen Romane: „Kenilworth“, „Die Braut von Lammermoor“ und was sonst noch unter romantischen Verhältnissen spielte. Es hat mich kein anderer Erzähler je wieder so gefesselt wie Sir Walter, und wenn ich immer an allem Geschichtlichen und jeder historischen Betrachtung Freude fand, so verdanke ich das zu gutem Teil ihm. Er war es auch, der den Schaffenstrieb in mir weckte.

Als die Deutschen Livland eroberten, hielt es ein Häuptling der Liven, namens Caupo, mit ihnen, weil er ein überzeugter Christ war, und starb schließlich von der Hand seiner Landsleute, weil er an seinem Christentum festhielt. Diesen Caupo nun machte ich zum Helden einer Tragödie, deren tragischer Vorwurf sich aus dem Zwiespalt zwischen religiöser Überzeugung und nationalem Empfinden ergab. Ein paar Akte wurden, glaube ich, fertig. Ich plante auch ein Epos, dessen Held ein Häuptling der Semgallen, Westers, sein sollte, kam aber hierin nicht über den Plan hinaus. Natürlich blieben Caupo wie Westers tiefstes Geheimnis, in das nur meine jüngere Schwester eingeweiht war; denn ich wäre unbarmherzig verhöhnt worden, wenn es unter meinen Kameraden bekannt geworden wäre, daß ich mich mit so hohen Dingen abgab.

Die Sommerferien verbrachte ich mit meiner Mutter und den Schwestern im Seebade. Ich habe das Badeleben am Rigaschen Strande in meinem Roman „Das rote Gold“ zum Teil geschildert. Die Semgaller Na läuft, ehe sie in die Düna

mündet, eine Strecke lang parallel mit der Meeresküste. Auf dem schmalen Landrücken zwischen ihnen liegen eine Anzahl Badeorte, die heute aneinanderstoßen, damals aber durch zwei bis drei Kilometer weite Waldstrecken voneinander getrennt waren. Den Mittelpunkt für alle diese Orte bildete Dubbeln, das zum größten Teil von den reichen Kaufleuten Rigas bewohnt wurde und schon damals ein elegantes Badeleben gezeitigt hatte. Wir wohnten während des Krimkrieges dort, in einem Hause, dessen Grund und Boden mittlerweile von der Na verschlungen ist. Gesellschaftlich aber gravitierten wir nach dem drei Kilometer westlich liegenden Karlsbad, in dem die Mitauer den Sommer zu verbringen pflegten. Hier ging es sehr munter her. Es wurde fast täglich im Aktienhause — so wurde das Kurhaus hier wie in Dubbeln genannt — getanzt, und oft vereinigten auch schon am Nachmittage gemeinsame Ausflüge zu Wagen und zu Pferde die Badegäste.

Diese Sommer wurden dadurch sehr interessant, daß sie in die Zeit des Krimkrieges fielen. Eine große englische Flotte kreuzte in der Ostsee, und da man eine Landung für möglich hielt, war die ganze Küste mit Militär besetzt. Da die Kerntuppen in der Krim oder in Polen standen, wurden bei uns in erster Reihe Kosaken und Baschkiren verwendet, sowie die Drushina, eine Art Landsturm. Die Kosaken waren ganz manierliche Leute und sehr kinderlieb. Sie ließen uns Knaben für ein kleines Trinkgeld nach Herzenslust auf ihren Pferden reiten. Ungleich exotischer wirkten die Baschkiren, die zwar nicht mehr mit Pfeil und Bogen in den Kampf zogen, aber doch noch fatal an Asien erinnerten. Die Drushina bestand aus großrussischen Bauern, die von ihren Gutsherren als Offizieren geführt wurden und mit Gewehren bewaffnet waren, die jeden, der so tollkühn war, sie abzufeuern, umwarfen. Alle drei Waffengattungen hätten wohl jämmerlich bestanden, wenn die Engländer wirklich gelandet wären.

Und einmal sah es so aus, als ob eine Landung im Werk wäre. Man hatte für den Fall eines Landungsversuches die ganze Küste entlang Kanäle errichtet, hohe Stangen, an deren Spitze eine Rakete angebracht war, die mit einer Lunte in Verbindung stand. Zwischen ihnen patrouillierten Kosaken. Sobald irgendwo eine

Rakete aufstieg, sollten alle anderen auch aufgelassen werden, um dadurch die weiter im Lande einquartierten Vaterlandsverteidiger herbeizurufen. Nun war es alte Sitte, daß in der Johannisnacht in der Festung Dünamünde ein Feuerwerk abgebrannt wurde, und die Offiziere hatten auch jetzt, ohne an die Fanale zu denken, ein solches vorbereitet. Sobald aber die erste Rakete aufstieg, folgten ihr auch die Fanale die ganze Küste entlang, und nach ein paar Stunden wimmelte der Strand von Baschkiren und Kosaken, zu denen sich bald auch der Landsturm gesellte. Aber nirgends zeigte sich ein englisches Schiff. Die Badegesellschaft hielt sich trotzdem für verpflichtet, den Eifer der Truppen geziemend zu belohnen, und eine schnell veranstaltete Sammlung ergab die Mittel, ganze Zuber voll Branntwein herbeischaffen zu lassen. Die mohammedanischen Baschkiren weigerten sich anfangs, von ihm zu trinken; es gelang aber bald, ihre Bedenken durch den Hinweis zu beschwichtigen, daß Mohammed nur den Wein, nicht aber den Branntwein verboten habe, und bald darauf waren Baschkiren, Kosaken und Landwehrleute gleich sehr betrunken.

Die englischen Kriegsschiffe — hochbordige Dreidecker von je 101 Kanonen — beschossen während der Badesaison Dünamünde. Wir waren natürlich alle am Strande, sahen, wenn eine Salve abgegeben wurde, den Rauch aus den Schiffen dringen und vernahmen nach einiger Zeit den dumpfen Donner der Geschütze.

Ungefähr ein Jahr später entschloß sich meine Mutter, da meine Schwestern mittlerweile die Schule absolviert hatten, aufs Land zu ziehen. Fünf Kilometer oberhalb Sallgallen liegt auf dem linken Ufer der Na das Gut Grafenthal, das, wie ich schon erwähnte, damals einer Familie von Denffer gehörte. Auf diesem Gute gab es neben dem großen Herrenhause noch ein kleines Haus, das wohl als Witwenhüs erbaut war. Dieses Haus mietete meine Mutter.

In dem Denfferschen Hause eröffnete sich mir eine neue, heitere Welt. Die alte Frau von Denffer, eine kleine, starke Dame, die von uns allen „Mamachen“ genannt wurde, war die Herzensgüte in Person und liebte es, wenn es in ihrem gastfreien Hause bunt und munter herging. Sie und ihre Töchter nahmen meine Mutter und meine Schwestern in der freundlichsten Weise auf, so daß die Bewohner beider Häuser bald eine Familie bildeten.

Die große Herzensgüte, die allen Töchtern der Familie Denffer eigen war, bewirkte, daß jeder Gast sich in Grafenthal überaus wohl fühlte, und daß das Haus kaum je ohne Gäste war.

Das Landleben war damals in Kurland überhaupt noch un-
gemein reizvoll. Die Wohnhäuser waren sehr geräumig, und man
liebte es, daß möglichst viele Zimmer zusammenhingen und eine
recht lange „Enfilade“ bildeten. Die sie verbindenden Flügeltüren
blieben bei Tag und bei Nacht geöffnet. Die Wände waren oft
nur getüncht und zeigten dann mit Schablonen hergestellte Muster.
In den meisten Zimmern hatten die Fenster keine Gardinen, nur
oft blaue Roleaux, auf denen Jungfrauen oder Jünglinge an
Wildbächen angelten oder sonst landschaftliche Abbildungen ange-
bracht waren. Die Möbel zeigten den Empirestil; auf den Sofa-
kissen erdrückte, wer sich zurücklehnte, gestickte Schoßhündchen oder
Kätzchen. Die Damen hatten überhaupt insofern gute Lage, als
alles, was sich irgend besticken ließ, gestickte Einlagen zeigte: Ta-
bakkasten, Kästchen jeder Art, sogar Lineale. Die Briestaschen
waren gestickt, die Morgenschuhe, die Tragbänder der Herren, die
Gürtel um ihre Pelze. Die Fußböden waren gestrichen, Teppiche
nur vereinzelt und in kleinem Umfange vertreten. Die zahlreichen
Fremdenzimmer waren sehr schlicht ausgestattet.

Das Wohnhauskehrte meist die eine Front dem Hofe zu,
den außer ihm zwei lange Gebäude einfaßten, die die Pferdeställe,
die Wagenscheunen, den Vorratsspeicher enthielten. Die anderen
Wirtschaftsgebäude lagen abseits. Auf den Hof ging eine unbe-
deckte Freitreppe hinaus. Die andere Seite des Hauses stieß an
einen Blumengarten, an den sich immer Obst- und Gemüsegärten
und ein kleinerer oder größerer Park schlossen.

Die Landwirtschaft wurde zwar intensiver betrieben als früher,
ließ aber dem Hausherrn noch viel Zeit, sich seiner Familie oder
seinen Gästen zu widmen, und der Hausfrau standen so viele
Dienstboten zur Verfügung, daß die Wirtschaft sie nicht allzusehr
in Anspruch nahm. Zu dem Hausgesinde und zu den Knechten
bestand meist ein sehr freundliches Verhältnis, und man nahm
beiderseits an den Freuden und dem Leid der Herrschaft wie der
Dienenden gemüthlichen Anteil.

Der Hausstand wurde noch wesentlich auf Grund der Naturalwirtschaft betrieben. Man aß, was eben das Gut in der betreffenden Jahreszeit hergab: Lamm- und Kalbsbraten im Frühling, Geflügel aller Art im Sommer, im Herbst Wild, im Winter Schweinefleisch und frische Wurst. Im Spätherbst wurden große Massen Schweinefleisch eingefalzen. Schönes Gemüse und Obst lieferten die Gärten.

Die Wolle der Schafe wurde noch auf dem Hofe von den Mägden an Winterabenden gesponnen und auf einem Webstuhl zu einem festen Tuch, das „Wand“ hieß, gewebt. Dieses Tuch trugen nicht nur die Dienstboten, sondern auch die Kinder, und auch die Erwachsenen gingen wohl, wenn keine Gäste da waren, in einer Wandjoppe.

Die Beleuchtung erfolgte im gewöhnlichen Tagesverlauf durch Talglichte, deren Docht von Zeit zu Zeit vermittelst einer Putzschere gekürzt wurde. War Besuch im Hause, oder wurde eine Festlichkeit veranstaltet, so brannten Kerzen — anfangs aus Wachs, später aus Stearin — auf Armleuchtern und in Kronleuchtern. Ungezündet wurden diese Kerzen vermittelst sehr übel riechender Bündelhölzchen. Bündete man sich im Freien eine Zigarre an, so benutzte man Stahl, Feuerstein und Schwamm. Man hatte gern Besuch und machte gern Besuche. Hatte man als Gast eine größere Fahrt machen müssen, so blieb man meist ein paar Tage und wurde auch dann nur ungern entlassen. Es kam wohl vor, daß der Herr den Schlüssel zur Stalltür an sich genommen hatte und ihn, wenn der Gast abreisen wollte, nicht hergab.

Bei der großen geistigen Lebhaftigkeit der Kurländer war man um Unterhaltung nicht verlegen. Die Landwirtschaft, die Jagd und die Anekdote gaben den Herren Stoff, die Damen hatten viel gelesen und tauschten ihre literarischen Meinungen aus, die Jugend flirtete, spielte im Winter Federball, im Sommer Reifen fangen, trieb muntere Mlotria oder tanzte wohl auch. Es lag etwas ausgesprochen Idyllisches in diesem Leben, das viele Menschen, die an ihm teilnahmen, froh, gut und glücklich machte.

Wundervoll waren die weiten Fahrten über Land, wenn es galt, entfernt wohnende Freunde zu besuchen. Die Denffers waren mit einer Familie von B. verwandt, die in Litauen, unweit der

turischen Grenze, ein Gut L. besaß. Sie gehörte auch dem Militäradel an und spielte schon etwas in das Russische hinüber, was bei den Denffers nicht der Fall war. Der alte Herr von B. war ein rauher Kriegsmann, der Sohn ein aalglatter ehemaliger Gardeleutnant; die Hausfrau aber und die beiden Töchter waren sehr liebenswürdige Damen. Wir waren gern in dem gastfreien Hause.

Heute soll nach L. gefahren werden. Es ist Winter, und es hat in der Nacht stark geschneit, so daß eine dicke Schneedecke auf dem Lande liegt; am Morgen aber geht die Sonne strahlend auf. Vor der Freitreppe halten vier kleine Schlitten, und in dreien von ihnen werden je ein Herr, der das Pferd lenkt, und eine Dame Platz nehmen, während der vierte für den Kutscher bestimmt ist.

Wir haben uns gegen die Kälte gut verwahrt, mit Pelzen, Pelzmützen, Pelzhandschuhen und Pelzstiefeln; denn es friert 15 Grad, und wir werden fünf bis sechs Stunden unterwegs sein. Wie wir ins Freie treten, atmen wir mit Entzücken die frische Winterluft ein und recken uns in einem uns ganz erfüllenden frohen Kraftgefühl. Ein solches beseelt auch die Pferde, die es gar nicht erwarten können, ausgreifen zu können. Wir nehmen zu zweien Platz in den Schlitten, und mit munterem Glockengeläut — jedes Pferd trägt eine Glocke — geht es vom Hof. Der Schneemantel der Landschaft ist mit Milliarden von Brillanten besetzt, in denen die Strahlen der Sonne sich widerspiegeln, kein Wölkchen unterbricht das Blau des Himmels, von dem nur die Winter-sonne milde herabscheint.

Wir benutzen nicht die Landstraßen, sondern fahren auf „Winterwegen“, wie sie das Bedürfnis sich gebahnt hat, über Felder und Wiesen, durch Busch und Brache. Die Gebäude der Bauernhöfe, an denen wir vorüberkommen, haben alle dicke, weiße Hauben auf den Dächern; das Gebüsch nimmt im Schneeschmuck die phantastischsten Formen an. Die jungfräuliche Schneedecke berichtet getreulich, was sich auf ihr seit dem Morgengrauen bewegte. Hier ist Meister Lampe vom nächtlichen Besuch eines Bauerngartens heimgekehrt und hat, nachdem er mehrfach Haken geschlagen, sein Lager unter einem Wachholderbusch aufgeschlagen; da schnürte sein Todfeind Heineke seines Weges; dort setzte ein Wiesel zierlich ein Füßchen vor das andere. Nun nimmt uns der

Winterwald auf. Schwerlastend liegt der Schnee auf den Zweigen der Tannen; das gebeugte Unterholz bildet weiße Lauben; kein Ton unterbricht die Stille als unser Glockengeläut und hin und wieder das Prusten eines Pferdes.

Das alles ist unbeschreiblich schön und poetisch, und wir genießen es mit vollem Bewußtsein.

Allmählich verstummen die Ausrufe der Freude; man wechselt nur noch selten ein Wort. Die Einwirkung der Kälte macht sich doch fühlbar, und es tritt ein Gefühl angenehmer Ermüdung ein. Die Pferde laufen langsamer und nehmen unsere Aufmerksamkeit nicht mehr in Anspruch; wir richten die Pelztragen auf, und die nun eintönig erklingenden Glocken tragen dazu bei, uns in eine Art Halbschlaf zu versenken. Dann aber dringt die Kälte durch unsere Pelze; die Hände und Füße fangen an erst zu brennen, dann zu schmerzen. Wir werden wieder ganz wach und treiben die Pferde zu schnellerem Laufe an. Endlich sind wir auf dem Hof, werden mit Ausdrücken lebhaftester Freude empfangen und schälen uns aus unseren Pelzen und Wollfächern. Wie erfreut uns jetzt die Wärme, die uns umgibt, die Wärme, die von den Öfen ausgeht und die, die von den Herzen unserer gastfreundlichen Wirthe kommt!

Im Sommer machte man solche weite Fahrten gern in der hellen Sommernacht, und wir genossen dann ihr heimliches Leben nicht weniger, als das frohe, das die aufgehende Sonne der vom Morgentau getränkten Landschaft brachte. Beides erfüllte unsere jungen Herzen mit gleicher Wonne.

Unter den Töchtern von Frau von Denffer war Marie die weitaus bedeutendste. Eine hübsche Blondine, hatte sie außer der Herzengüte ihrer Schwestern auch einen scharfen Verstand und die regsten geistigen Interessen. Ich gefiel ihr, und sie nahm sich des zwölf Jahre jüngeren Knaben in der freundlichsten Weise an. Ich durfte ihr meine Gedichte vorlesen und ihr mittheilen, was immer mich in Freude und Leid bewegte.

Außer Marie war die Frau von Theodor Denffer noch tonangebend in diesem Damenkreise. Sie war klug, sehr munter und machte allerliebste Gelegenheitsgedichte.

Damals las jedermann voll Entzücken die Andersenschen Märchen, und da diese scheinbar leicht nachzuahmen sind, griffen

die beiden Damen und ich auch zu dieser Form, um, was uns innerlich bewegte, mitzuteilen. Es gab vom Spiegel bis zum Stiefelknecht kein Möbel, das nicht von uns personifiziert wurde und die tieffinnigsten Aussprüche tun mußte. Diese Märchen wurden dann im Familienkreise vorgetragen und fanden bei den höchst nachsichtig gestimmten Zuhörern die freundlichste Aufnahme.

Mit den Sallgallschen Vettern und Cousinen und den Kindern des Propstes Conradi, die zumal während der Ferien viel nach Grafenthal kamen, war eine zahlreiche Jugend versammelt, die fleißig tanzte und Theater spielte. Wir wagten uns sogar an die Operette: „Guten Morgen, Herr Fischer.“

Der einzige ältere Mann in diesem Kreise, Theodor Denffer, würzte unser Treiben gelegentlich durch einen verben Scherz. Er war noch ganz der Kavallerieoffizier jener Zeit, sehr wenig gebildet, aber voll gesunden Menschenverstandes und schlagfertigen Mutterwitzes. Wenn ihm ein Zahn zu schaffen machte, ging er in den Stall, wickelte ein Pferdehaar um ihn und gab dann dem betreffenden Gaul einen verben Schlag auf den Hals, was zur Folge hatte, daß der Zahn prompt herausgerissen wurde.

Im kleinen Hause hatten wir allerlei Kameraden aus der Tierwelt, Hühner, Tauben, Hunde, die uns viel Freude machten.

Es wurde in Grafenthal wie überall in den gebildeten Familien Aurlands viel gelesen. Otto der Schütze von Rinkel, die Amaranth von Redwitz, Immensee von Storm, Geibels Gedichte waren die Lieblinge der jungen Mädchen. Man arbeitete sich mit Todesverachtung durch den neunbändigen Roman Gutzkows: „Die Ritter vom Geist“, war über Auerbachs „Dorfgeschichten“ entzückt und wußte auch Jeremias Gotthelf zu schätzen.

Was ich aber auch lesen mochte, das Buch nahm mich ganz und gar gefangen. Ich erinnere mich, daß ich an einem Sonntagmittag mich in eine Reisebeschreibung von Indien — ich glaube von einem Grafen Görz — vertieft hatte. Ich war vorher im Freien gewesen und hatte meine vom Schnee durchnässten wollenen Handschuhe in die Ofenröhre gelegt, um sie zu trocknen. Der Verfasser schilderte, wie er eine Höhle besuchte und dabei von dem üblen Geruch der Fackeln in den Händen seiner Begleiter sehr belästigt wurde. Ich begriff das sehr wohl, denn ihr Geruch war gar nicht

mehr auszuhalten, und ich sah mich entsetzt um. Da gewahrte ich denn, daß nicht die Fackeln in der indischen Höhle, sondern meine glimmenden Handschuhe in der Ofenröhre den Geruch verbreiteten.

Man wird nach dem, was ich von dem Leben in Grafenthal erzählte, verstehen, daß ich den Sonnabend Nachmittag gar nicht erwarten konnte, und wenn es irgend anging, mit froh klopfendem Herzen dorthin eilte. Aber das war nicht immer möglich; das erste Eis im Herbst, das noch nicht trug, der Eisgang im Frühling machten es wohl einmal unmöglich, über den Fluß zu kommen. Der Rückweg am Sonntag Abend war, wenn die angeschwollene Na mit starker Strömung dahinschoß, auch nicht ungefährlich, und die vielen bissigen Hunde in den Gefinden, an denen ich vorüber mußte, waren eine arge Plage. War der Wanderer von den

- ✓ Röttern eines Hofes entdeckt und gaben sie ihm bellend das Geleit, so wurde er von den Wächtern des nächsten schon empfangen und so fort. Ging man, ohne sie zu beachten weiter, so bissen sie nicht; es war aber doch ein höchst unbehagliches Gefühl, sie immer dicht hinter sich zu wissen, und man hatte doch keinerlei Garantie, daß nicht doch einmal einer zupackte. Das hat mich aber nicht gehindert, den Weg von Sallgallen nach Grafenthal und von Grafenthal nach Sallgallen in jeder Jahres- und Tageszeit, bei jedem Wetter und in jeder Stimmung zu Wasser und zu Lande zurückzulegen, und die hierbei gewonnenen Eindrücke haben sich mir unvergeßlich eingepägt. Zu ihnen gehören auch zwei sehr seltene und interessante Naturbeobachtungen. Ich sah hier den Kometen von 1858 und eine Windhose. Es war ungemein reizvoll, wie der Komet immer sichtbar wurde, und sein Schweif sich schließlich über eine weite Strecke am Himmelsgewölbe ausdehnte, dann wieder kleiner und kleiner wurde und schließlich verschwand. Man verstand ohne weiteres, wie erschreckend diese Erscheinung auf die Menschen wirken mußte, die sie noch nicht als einen natürlichen Vorgang verstehen konnten und sie deshalb als eine Mahnung der zürnenden Gottheit auffaßten. Sie hatte aber auch für den Gebildeten etwas Ergreifendes, wenn er sich vergegenwärtigte, daß sie erst nach Jahrhunderten wieder sichtbar werden würde. Ich aber konnte später den Kometen, der „Die von Kelles“ erschreckte, aus eigener Anschauung schildern.

Eine Windhose sahen meine älteste Schwester und ich in der Entfernung von höchstens 500 Schritt an uns vorüberziehen. Es war an dem glutheißen Nachmittag eines Sonntags, und im Westen stand eine schwere Wolkenbank, als, während es sonst ganz windstill war, die Windhose von Norden her über den Fluß kam und an uns vorüber nach Süden zog. Sie sah aus wie ein umgekehrter Trichter, der sich um seine Achse dreht, und man konnte diese Bewegung um so besser beobachten, da die Windhose ein großes Stück Leinwand, das sie von irgendeiner Bleiche aufgenommen hatte, mit sich führte. Diese Leinwand wirbelte nun, merkwürdigerweise ohne sich zusammenzuballen, zugleich mit einer Wolke Staub, Brettern usw. wie eine Riesenfahne einher. Das untere Ende der Windhose aber bewegte sich nicht gleichmäßig sondern in Sprüngen fort, was sich nachher an den Kornfeldern mit Sicherheit feststellen ließ. Die Gewalt der Windhose war so groß, daß sie nicht nur jeden Hof zerstörte, über den sie ihren Weg nahm, sondern auch die stärksten Bäume so abdrehte, wie etwa ein Knabe eine Weidenrute. Immerhin war sie nicht annähernd so furchtbar wie die andere, die 1872 im südlichen Livland so großes Unheil anrichtete, die ich aber nicht sah.

Ich habe auch diese Windhose in symbolischer Bedeutung in dem Roman „Im Banne der Vergangenheit“ verwendet, und die durch sie ausgesprochene Prophezeihung hat sich in unseren Tagen nur zu schrecklich erfüllt.

Die Landschaft zwischen Grafenthal und Mitau um diesen Teil der Aa bildet den Schauplatz, auf dem sich meine Romane und Erzählungen zum größten Teile abspielen.

Im August 1858 verließ ich Sallgallen, um in Mitau in die Tertia des Gymnasiums einzutreten.

Überblicke ich den Ertrag meiner Lehrzeit unter dem „Großen Baum“, so war er in mancher Beziehung ein erfreulicher. Ich hatte eine Landschaft, die mit der Geschichte meiner Vorfahren eng verbunden war, von ganzem Herzen lieb gewonnen, und was sie an poetischen Eindrücken bot, bewußt und für alle Zeiten in mich aufgenommen. Ich war ferner mit der Landwirtschaft hinreichend vertraut geworden, um ihr für immer das lebhafteste, durch hinreichendes Verständnis unterstüzte Interesse zu bewahren, und ich

hatte tiefe Einblicke in das äußere und innere Leben der Bauern tun können. Der Geist des Hauses endlich war zwar rauh und herbe, aber doch von bürgerlicher Tüchtigkeit erfüllt gewesen, und die ungehinderte Bewegung in freier Luft hatte den Körper gestählt. Andererseits waren der jungen, suchenden Seele keinerlei feste Ziele gewiesen worden, weder in religiöser noch in sittlicher noch in rein weltlicher Beziehung. Aus dem Gefühl heraus, daß ich ganz anders geartet war als meine Kameraden, hatte sich in mir unwillkürlich die Vorstellung gebildet, daß ich ihnen sehr überlegen sei, und in dieser Vorstellung war ich in Grafenthal bestärkt worden.

Mein Onkel Moriz Conradi, der Nachfolger meines Vaters, hatte sich erboten, mich bei sich aufzunehmen, und so kam ich jetzt wieder in mein allerdings völlig verändertes Vaterhaus.



In Mitau.

Indem ich mich anschicke, ein Bild von meinem Onkel Moritz Conradi zu entwerfen, sehe ich mich vor die schwierigste Aufgabe gestellt; denn es gab gewiß nur selten einen Mann, der so schwer zu verstehen war wie er. Es hat ihn gewiß niemand so gut gekannt und gewiß niemand mehr geliebt als ich, aber auch ich habe bis zuletzt nur zu oft nicht verstehen können, warum er mitunter erfreut oder geärgert oder in Zorn versetzt war. Er war, als ich ihm im späteren Leben auch geistig näher treten durfte, ein Mann, der bald sehr weise, bald wieder sehr unklug dachte und handelte, und der wunderliche Gang seines Denkens war schuld daran, wenn er, der im Grunde immer edel und vornehm empfand, oft ohne jeden wirklichen Anlaß schroff, ja hart werden konnte und auch denen das Leben schwer machte, die er liebte, und denen er nur Gutes erweisen wollte. Das Herbe und Sprunghafte seines Wesens trat übrigens mit den Jahren immer mehr zurück, der edle, gütige Mensch in ihm immer mehr hervor. Ich bin ihm von dem Zeitpunkt ab, in dem er mein väterlicher Freund wurde, zum größten Dank verpflichtet und denke seiner wie ein Sohn des geliebten Vaters; aber ich kann nicht umhin, ihn hier zunächst so zu schildern, wie er war, als ich aus Sallgallen in sein Haus kam.

Mein Onkel Moritz war noch größer, noch schmalschultriger, noch hagerer als mein Onkel Karl. Auf diesem ungewöhnlichen Kumpf saß ein kleiner Kopf. Mein Onkel war blond, hatte ausgesprochen blaue Augen und eine große, gerade Nase. Die Hautfarbe seines bartlosen Gesichtes war ungewöhnlich hell und rötete sich bei jeder Gemütsbewegung wie die eines jungen Mädchens. Er hielt sich immer kerzengerade, war ganz ungewöhnlich sauber und kleidete sich stets sehr sorgfältig. Er ließ sich, auch wenn er allein zu Hause war, nie irgendwie gehen, und die Würde, die für die meisten seiner Geschwister charakteristisch war, war auch ihm eigen und ließ ein eigentlich vertrauliches Verhältnis zu ihm nicht

zu. Sie zwang auch seinen Freunden die Verkehröformen auf, die sonst nur unter Fremden üblich sind. Er war im höchsten Grade gastfrei, in Geldsachen sehr vornehm und freigebig, seinen Dienöboten gegenüber vertrauensvoll wie ein Kind. Er war in Speise und Trank mäßig und anspruchslos, seine ganze Lebensführung nach den Begriffen der Zeit standesgemäß, aber bescheiden. Er war ungemein fleißig und pflichttreu und war eifrig bemüht, seiner Gemeinde ein rechter Geistlicher zu sein, und diese liebte und verehrte ihn, nachdem sie sich an sein wunderliches Wesen gewöhnt hatte, wie er geliebt und verehrt zu werden verdiente.

Als er meines Vaters Nachfolger wurde, war er erst 28 Jahre alt, hatte aber schon die Gewohnheiten eines alten Junggesellen und lebte genau nach der Uhr. Er war sehr wärmebedürftig und liebte die Sonne wie eine Eidechse. Mit dieser Neigung hängt meine erste lebhafteste Erinnerung an ihn zusammen. Während wir in Doblen den Sommer verbrachten, kam er regelmäßig für einen Teil der Woche zu uns und ging dann immer von 12—2 Uhr auf einer schattenlosen Landstraße spazieren. Auf diesem Spaziergang mußte ich heißblütiger Knabe von acht resp. neun Jahren ihn begleiten. Ich konnte mit seinen langen Beinen nur mit der größten Anstrengung Schritt halten; die Sonne brannte unbarmherzig, und wir sprachen kein Wort miteinander. Aus welchem Grunde ihm meine Begleitung erwünscht war, ahne ich auch heute nicht, aber er verlangte nach ihr, und ich wurde deshalb durch die dringenden Bitten meiner Mutter immer wieder veranlaßt, dieses Martyrium auf mich zu nehmen. Aber diese Spaziergänge genügten meinem Onkel noch nicht. Zwei Zimmer seines Hauses lagen in einem Flügel, der mit der nach Süden gerichteten Hinterfront des Hauses einen windgeschützten Winkel bildete. In der Hausfront lag eine schräge Kellertür, und auf sie ließ sich mein Onkel an heißen Sommertagen eine Matratze legen, streckte sich, das Gesicht mit einem rotseidenen Taschentuch bedeckt, auf ihr aus und ließ sich so eine Stunde lang von der Sonne bescheinen.

Mein Onkel schlief in dem oberen Zimmer des Flügels, bei- läufig bemerkt in einem Bett, das eine Sehenswürdigkeit war, denn es enthielt vier oder fünf Matratzen übereinander und eine ungefähr ebenso große Zahl von Kissen. Die übrigen Räume

wurden nur benutzt, wenn meine Mutter und meine Schwestern längere Zeit in Mitau waren, oder wenn sie sonst als Gastzimmer verwendet wurden.

Im Parterre lagen in jedem Zimmer Teppiche, so daß man sich geräuschlos auf ihnen bewegte. Überall herrschte die peinlichste Ordnung. Hatte der Diener beim Staubwischen einen Gegenstand auf dem Schreibtisch auch nur etwas verrückt, so konnte mein Onkel sehr zornig werden. Auch das zweite Zimmer enthielt einen großen Schreibtisch, der aber nicht benutzt wurde, sondern sich allmählich mit kleinen Andenken bedeckte, die meinem Onkel teuer waren: Daguerreotypien resp. Photographien von meiner Mutter und meinen Schwestern, Stickereien, die letztere im Laufe der Jahre für ihn gemacht hatten, allerlei Ähnliches. Nichts wurde hier je wieder entfernt; alles hatte seinen bestimmten Platz. Über dem Sofa hingen drei wahrhaft abscheuliche Ölbilder von meiner Mutter und meinen Schwestern, die mein Onkel von einem die Stadt heimsuchenden „Porträtmaler“ hatte anfertigen lassen, und deren Anblick uns ein halbes Jahrhundert lang zum Argernis gereichte.

Mein Onkel stand früh auf, nahm um 10 Uhr ein frugales Frühstück ein und arbeitete bis 12 Uhr. Dann ritt oder fuhr er aus, aß um 2 Uhr zu Mittag und blieb, falls er Besuch hatte, gern so lange im Kreise seiner Gäste, als er brauchte, um eine Zigarre sehr langsam auszurauchen. Dann schlief er eine Stunde, arbeitete wieder und nahm um 5 Uhr den Tee. Darauf zog er sich bis 9 Uhr zurück, aß dann zu Abend und blieb wieder eventuell eine Zigarre lang im Familienkreise. Amtsfahrten oder Besuche, die mein Onkel am Abend machte oder empfing, unterbrachen zuweilen den regelmäßigen Verlauf der Tage, deren einzelne Abschnitte streng nach der Uhr geregelt waren. Genau fünf Minuten vor 2 resp. vor 9 Uhr rief der Diener uns jüngere Hausgenossen zu Tisch, und wir stellten uns hinter unseren Stühlen auf, während der Diener schweigend an der Thür zwischen den zwei Arbeitszimmern seines Herrn die Uhr beobachtete. Sobald sie den ersten Schlag tat, hieß es: „Wohlehrwürden, bitte bei Tisch.“ Dann erhob sich mein Onkel und begab sich in das Speisezimmer, wo er von uns mit einer Verbeugung begrüßt

wurde und uns zunickte. Nun verzehrten wir in tiefstem Schweigen unser Mahl und gingen unter demselben Zeremoniell wieder auseinander.

Der Kutscher Baltau und der Diener Weinberg waren schon im Dienste meines Vaters gewesen und hatten es nicht ganz leicht gefunden, sich in die so ganz andere Art des neuen Herrn zu finden. Baltau litt darunter, daß mein Onkel bei Fahrten über Land plötzlich den Wagen verließ und im glühenden Sonnenbrande weite Strecken zu Fuß zurücklegte, und daß er ihn ferner zwang, ganz gegen die Landesitte, bergab schnell, bergauf langsam zu fahren. Er hatte aber Frau und Kind und mit den Wunderlichkeiten seines Herrn auch weniger zu tun. Weinberg dagegen nahm meinen Onkel innerlich mit Humor, wie er denn voll guter Laune steckte. Er fügte sich genau in alle Anforderungen seines Herrn, war pünktlich wie ein Chronometer und entschädigte sich für den ihm auferlegten Zwang durch einen munteren Verkehr in zahlreichen Freistunden. Er war ein unterseßter, sehr behäbig aussehender Mann mit einem Zimmermannsbart und blauen Augen, die überaus lustig und listig blicken konnten.

Die Köchinnen wechselten oft. Gemeinsam war ihnen, daß sie wie die Raben stahlen. Sie konnten das tun, weil mein Onkel ihre angeblichen Ausgaben in keiner Weise kontrollierte.

Als ich in das Haus kam, hatte mein Onkel schon im zweiten Sohn meines Onkels Karl einen Hausgenossen. Mein Vetter wohnte aber nicht im Haupthause, sondern in der Herberge, in einem Zimmer, das über dem von Baltau und Weinberg bewohnten lag. Nach seinem Abgang auf die Universität bezog auch ich dieses Zimmer.

Da mein Vetter drei Jahre älter war als ich, hatten wir keinen gemeinsamen Umgang, und wir hatten auch sonst, obgleich wir freundlich zueinander standen, keinen intimen Verkehr.

Mein Onkel teilte mir am ersten Abend mit, daß ich zum Mittagessen immer zu Hause sein müsse. Wollte ich beim Abendessen fehlen, so hätte ich mich bei ihm rechtzeitig abzumelden und spätestens um drei Viertel auf Zehn unter allen Umständen wieder zu Hause zu sein.

Ich wohnte in demselben auf den Hof hinausgehenden Zimmer, in dem ich geboren worden war, aber die Räume um mich, die einst von dem frohen Lärm widerhallten, der von uns Kindern ausging, lagen jetzt totenstill da, und kein zärtliches: „Luischen! Kinder!“ erklang mehr am Aufgang der inneren Treppe.

Wir waren in Sallgallen immer mehr als zwanzig Personen bei Tisch gewesen, und ich hatte mich stets in Gesellschaft von einem halben Duzend Kameraden befunden. Da hatte denn die stille Einsamkeit, in die ich mich plötzlich versetzt sah, geradezu etwas Schrecken erregendes. Mit der frühen Dunkelheit des Herbstabends senkte sich auch das Schweigen schwer lastend herab auf das Haus, nahm von ihm Besitz und erfüllte es ganz und gar. Ich saß in meinem Zimmer vor irgendeinem Schulbuch und wollte arbeiten. Kein Ton drang zu mir, von den anderen, nicht geheizten und schlecht gelüfteten Zimmern schlich sich eine kalte, muffige Luft zu mir herein, mein eigenes enthielt nur das Nötigste, war völlig schmucklos. Und in ihm umgab mich von allen Seiten das furchtbare Schweigen, betäubte das Denken, lähmte jeden Entschluß und ließ nur die Phantasie frei walten. Ich starrte wie gebannt in das Licht der Kerze, bis ich wachend ins Träumen geriet und nicht mehr der Schüler war, der vor einer Aufgabe saß, sondern Julian Avelane, der im schottischen Grenzlande mit verwegenen Gefellen auszog, um den englischen Nachbarn ihr Vieh wegzutreiben, oder sonst ein Scottscher Held, den der Pibroch zu kühnen Taten rief. Kam dann Weinberg mit seinem „Jungherrchen, bitte bei Tisch!“ so erwachte ich zu der öden Wirklichkeit, machte unten meine Verbeugung, erhielt ein Kopfnicken und verzehrte schweigend mit meinem Onkel das Mahl. Kaum war es beendet, so gingen wir wieder auseinander. Ich hörte wohl noch unter mir Teller klappern und sonst das eine oder andere Geräusch, dann aber versank das Haus wieder in seine Grabesstille, bis der Hausherr pünktlich um 10³/₄ Uhr die innere Treppe heraufkam und in sein Zimmer ging.

Wir waren nicht immer allein. Mein Onkel hatte zwei Freunde, die mit großer Liebe und Treue an ihm hingen; aber sie hatten es nicht leicht, denn er nahm ihnen wohl einmal ein Wort schwer übel, das kein anderer Mensch übel genommen haben

würde, und er äußerte dann seinen Unwillen in einer Form, die kein anderer so treuen Freunden gegenüber angewandt haben würde. Es kamen auch oft Verwandte als Logierbesuch und blieben wochenlang; aber auch hier wirkten die ganz unberechenbaren Empfindungen meines Onkels trotz seiner gastfreien Gesinnung lähmend, denn er konnte jederzeit durch ein Wort gereizt werden, von dem niemand eine solche Wirkung erwartete.

Nur für die Zeit, in der meine Mutter ins Haus kam, zog mit ihr auch Behagen ein; denn ihr nahm mein Onkel nie etwas übel. Was ihm freilich dadurch sehr erleichtert wurde, daß ihre hingebende Liebe für ihn an sich jeden Konflikt unmöglich machte.

In gesellschaftlicher Beziehung traf ich es sehr ungünstig. Mitau war durch ein Jahrhundert der Mittelpunkt unserer Verwandtschaft gewesen und ist es jetzt seit lange wieder; gerade damals aber gab es außer der Familie meines Onkels Alexander Pantenius, zu der ich mich nicht hingezogen fühlte, keine uns näher verwandte in der Stadt.

Das Mitausche Gymnasium stellte ungefähr dieselben Anforderungen und übermittelte seinen Schülern ungefähr dieselben Kenntnisse, wie damals ein Gymnasium in Deutschland. Es war in einem ehemaligen herzoglichen Palais sehr gut untergebracht. Die Klassenräume, die sich über zwei Etagen verteilten, waren groß und hoch, und das war gut, denn die Klassen waren überfüllt. In der Tertia und der Sekunda saßen je 70 bis 80 Schüler, in der Prima 40 und mehr. Neben den drei obersten Klassen des humanistischen Gymnasiums liefen noch Parallelklassen her, deren Lehrpensum ungefähr dem Kursus eines Realgymnasiums entsprach. Hier erhielten die Schüler ihre Ausbildung, die später die Fortskarriere ergreifen wollten.

Der Unterricht wurde bis auf die Stunden, in denen russische Geschichte und russische Geographie gelehrt wurde, in allen Klassen in deutscher Sprache erteilt.

Im großen und ganzen wurde uns auf unserem Gymnasium ausreichende Gelegenheit geboten, uns tüchtige Kenntnisse anzueignen, aber wir wurden nicht dazu gezwungen. Wir wurden leider viel zu sehr als junge Herren aufgefaßt, denen es anheim gestellt

blieb, von den gebotenen Früchten der Wissenschaft zu kosten oder aber auch sie unangerührt hängen zu lassen.

Ich glaube von mir sagen zu können, daß ich mein Leben lang fleißig gewesen bin. Es hatte mich aber leider niemand gelehrt, daß auch der Fleiß nur Erfolge erzielt, wenn er an der rechten Stelle verwendet wird, und ich erkannte diese so nahe liegende Wahrheit erst, nachdem ich viele fleißige Stunden mit Studien verbracht hatte, die zunächst wertlos waren, wenn sie sich auch später — da wir ja nichts ganz ohne Nutzen lernen — als nicht geradezu nutzlos erwiesen. Da ich mich für alles, was mit der Geschichte zusammenhing, auf das lebhafteste interessierte, las ich jedes Geschichtswerk, das ich mir irgend zugänglich machen konnte. Unvergesslich schöne Stunden verdankte ich Macaulay, dessen Geschichte Englands ich damals und später noch oft mit immer gleichem Genuß gelesen habe. Ein großer Dichter, voll Gestalten bildender Kraft, hat seine Gaben hier in den Dienst der Geschichtsschreibung gestellt. Und von wem wurden je historische Vorgänge geschildert wie von Macaulay, z. B. die Belagerung von Londonderry. Man folgt ihm in einer atemlosen Spannung, wie sie kein französischer Romancier je hervorrufen konnte. Und wie reizvoll war es für den Verehrer Sir Walters, Claverhouse-Dundee oder Mac Callum-More in Scotts Beleuchtung mit der Macaulayschen zu vergleichen. Auf dem Gebiete der Literatur aber wurde ich ganz von den Dichtern des Mittelalters gefangen genommen, deren Sprache ich mir durch Selbststudium zu eigen machte. Die Riesen gestalten des Nibelungenliedes fesselten mich im höchsten Grade, Gudrun, Tristan und Isolde, Parzival, die Edda wurden immer wieder gelesen, die Nachdichtungen Simrocks: „Wieland der Schmied“ usw. wirkten sehr anregend. Ich kannte viele Gedichte Walters von der Vogelweide und anderer Minnesänger auswendig und fand in diesen Studien eine unerschöpfliche Quelle des Genusses.

Ich erwarb diese Schätze meist bei einem alten jüdischen Antiquar, namens Smolian, einem sehr witzigen Mann, der aussah wie der alte Jude, der auf einem bekannten Bilde von Knaus zu einem Knaben redet, und mit dem ich gern plauderte. Wie selig war ich, wenn ich einen neuen Band meiner mittelalterlichen Freunde nach Hause bringen konnte.

Daß ich so ganz in der Literatur des Mittelalters lebte, war eine vorzügliche Vorbereitung zum Verständnis des „Faust“, der mich begeisterte und entzückte wie nie wieder eine andere Dichtung. Ist doch auch keine andere so aus deutschem Geiste geboren wie sie. Ich habe es immer auf das lebhafteste bedauert und bedauere es noch heute ebenso lebhaft, daß Goethe durch die Antike dem deutschen Leben immerhin bis zu einem gewissen Grade entfremdet wurde. „Iphigenie“ und „Tasso“ sind zweifellos herrliche Dichtungen, aber „Faust“ und „Hermann und Dorothea“ sprechen doch ungleich unmittelbarer zum deutschen Leser als sie. Ich rede hier allerdings nur vom ersten Teil des Faust, den ich von der ersten bis zur letzten Zeile auswendig kannte, und der meine junge Seele mit all dem Entzücken erfüllte, das eben nur die Lyrik dem jungen, dichterisch veranlagten Menschen einzusflößen vermag. Mit dem zweiten Teil habe ich nie etwas anfangen können, und die vielen geistreichen Kommentare, die zu ihm geschrieben sind, haben meine Ansicht nicht erschüttern können, daß er doch nur senile Spielereien eines freilich im höchsten Maße geistreichen Greises enthält.

Schöne Stunden verdankte ich auch in Mitau wieder der Na. Über ihr und den sie umgebenden Wiesen liegt an warmen Tagen ein ganz eigenartiger Silberton, dem ich ähnlich nur wieder an der Weser begegnet bin, und an dem ich mich nicht satt sehen konnte. Ich war, wohl infolge meiner unfreiwilligen Spaziergänge mit meinem Onkel, gegen die Hitze ganz unempfindlich geworden und fuhr deshalb an freien Tagen, deren wir ja infolge der zahlreichen russischen Feiertage viele hatten, mit Vorliebe in den heißen Tagesstunden zu Boot. Ruderte ich dann langsam stromauf, so bot sich mir ein Bild, das mich immer wieder entzückte. Vor mir lagen das schöne Schloß und die Kirchtürme der Stadt, über denen unter dem blauen Himmel Schwärme von weißen Tauben ihre Kreise zogen. Ich ruderte dann bis zum Einfluß der Würzau, fuhr mit kräftigem Anstoß in das Schilf, bis es mich ringsum umgab, und war dann ebenso mit der Natur allein wie einst in der Kiesgrube in Sallgallen. Nur daß ich jetzt die Seligkeit ungleich bewußter empfand, die der jungen Menschenseele daraus erwächst, daß sie sich mit ihr ganz eins, ganz als einen Teil von ihr fühlt. Auch das verdankte ich dem „Faust“, wie

denn die Sonne Frankfurts immer wieder ihre goldenen Strahlen auf meine nüchterne Vaterstadt fallen ließ, gleichviel ob „durch des Frühlings holden belebenden Blick vom Eise befreit waren Strom und Bäche“ oder ob in des Herbstes Klarheit die Worte in mir wiederklangen: „das Geflügel schlürfet sich Wonne, flieget der Sonne, flieget den hellen Inseln entgegen, die sich auf Wellen gaukelnd bewegen“.

Das Theater bot uns mehr Gelegenheit, hervorragende Schauspieler kennen zu lernen, als man, wo von einer so kleinen, von den Mittelpunkten der deutschen Kultur so entfernten Stadt die Rede ist, annehmen sollte. Die Johannisstage waren die großen Abrechnungstage für das ganze Land. Sie führten aus diesem Anlaß den größten Teil der deutschen Bevölkerung des Landes nach Mitau und erfüllten die Stadt mit einem ihr sonst fremden regen Leben. Die Anwesenheit so vieler wohlhabender Leute, die sich nach Abwicklung ihrer Geschäfte auch zerstreuen wollten, bewirkte, daß das Personal des Stadttheaters in Riga für die Johanniswoche nach Mitau kam und die Direktion gern auch hervorragende Gäste gerade für diese Zeit gewann. Beides geschah aber auch wohl für ein paar Wochen in anderer Jahreszeit, und an die Stelle der Truppe aus Riga traten mitunter Gesellschaften, die ein großer „Stern“ um sich versammelte, und die auf der Reise nach Petersburg auch in Riga und Mitau Vorstellungen gaben. Eine solche hatte Adelaide Ristori gebildet, und ich sah sie mehrfach, unter anderem als Maria Stuart. Obgleich die Vorstellung in italienischer Sprache gegeben wurde, machte das Spiel der großen Tragödin einen gewaltigen Eindruck. Das selbe gilt von einem amerikanischen Neger, Ira Aldridge — übrigens einem nur gelben, nicht schwarzen —, der den Othello mit um so größerer Wirkung gab, als unsere Desdemona ein sehr zartes, lichtblondes Fräulein war. Obgleich Othello englisch sprach, machte die Vorstellung doch einen unvergeßlichen Eindruck, zum Teil allerdings, weil man die Besorgnis nicht los wurde, der hünenhafte Mann mit den im Zorn gräßlich rollenden Augen könnte seine liebliche Partnerin wirklich erwürgen. Als Gast sah ich auch Haase im „Königsleutnant“, in den „Klingsbergen“ und „Partie Picket“. Er spielte ja vorzüglich, aber er gab seine Rollen

bis in die kleinste Einzelheit immer ganz gleich, man tat also nicht gut, ihn mehr als einmal in ihnen zu sehen. Ich sah ihn viele Jahre später in denselben Stücken in Leipzig, und es war als ob seit seinem Auftreten in Mitau kein Tag vergangen wäre.

Einen Winter hindurch hatten wir auch ein stehendes Theater, die Truppe, deren Direktor, glaube ich, Schlegel hieß, war aber kläglich und verlief sich schieflich.

Ich ging oft und gern ins Theater, mied aber die Oper, die wir gelegentlich auch hatten, weil ich Musik damals gar nicht vertragen konnte. Sie machte mich ganz krank.

Zu eigener Produktion wurde ich übrigens, soviel ich mich erinnern kann, durch den Theaterbesuch nicht angeregt. In bezug auf sie blieb es bei Gedichten, die in reicher Zahl entstanden. Konnte ich sie doch nach anderthalb oder zwei Jahren wieder regelmäßig meiner Freundin Marie vorlesen. Frau von Denffer verkaufte nämlich Grafenthal und zog nach Mitau, während meine Mutter sich in Doblen ein bescheidenes Haus erwarb. Sie wurde zur Wahl dieses Wohnortes dadurch veranlaßt, daß meine jüngere Schwester unseren Vetter Alexander Bernerwitz, der der Nachfolger seines Vaters in Neuenburg geworden war, heiratete.

Meine Ferien verbrachte ich jetzt meist in Doblen, einem Städtchen, das umgeben von fruchtbaren Gefilden am rechten Ufer der Behrse liegt. Es ist unter dem Schutze einer alten Festung aus der Ordenszeit entstanden, deren malerische Ruinen einen auf dem linken Ufer des Flusses liegenden Hügel krönen. Die Honoratioren des Städtchens waren der deutsche und der lettische Pastor, zwei Ärzte, der Apotheker und der Posthalter, die übrige Bevölkerung bestand aus Handwerkern und Inhabern von Wirtschaften, die dadurch in Nahrung gesetzt wurden, daß die große Heerstraße von Mitau nach Libau durch den Ort ging.

Unser Haus war für unsere bescheidenen Bedürfnisse ausreichend, und wir fühlten uns sehr wohl in ihm.

An einem warmen Junitage weckt mich die schon recht hochstehende Sonne zu dem Frohgefühl, daß ich Ferien habe und bei meiner Mutter in Doblen bin. Ich kleide mich behaglich an und trete hinaus auf den kleinen Hof, wo mich meine Tauben — schöne Schleier- und Pfautauben und zierliche Mägden — schon sehn-

süchtig erwarten. Während ich ihnen das Futter hinstreue, lehnt Frau Kalning am Zaun, der unseren Hof von dem ihrigen trennt — wir Doblener lehnen alle viel und gern an Nachbarzäunen behufs eines Schwätzchens — begrüßt mich und sieht mir zu. Frau Kalning ist eine sehr respectable Hausbesitzerin in reifem Alter und verfügt überdies über gelegentliche Kenntnisse des Rommenden. Als vor einigen Tagen in unserer Nachbarschaft ein Haus brannte, und wir uns alle geziemend zu diesem sensationellen Schauspiel eingefunden hatten, versicherte sie meiner Mutter ein über das andere Mal: „Es mußte ja brennen, Frau Pastorin. Es stand ja schon seit zwei Tagen nach Brand, so daß ich zu Frau Neumann sagte: Frau Neumann, es wird ganz gewiß brennen. Man riecht es ja schon. Nicht war, Frau Neumann?“ Und Frau Neumann bestätigte das mit aller Energie.

Nach einem eingehenden Gedankenaustausch mit Frau Kalning über das Verhalten toller Hunde zum Wasser kehre ich, da die Tauben mittlerweile ihr Futter verzehrt haben, ins Haus zurück und trinke mit den Meinigen Kaffee. Dann nehme ich den ersten Band der *Scriptores rerum Livonicarum* unter den Arm und schlendere, begleitet von Thibdy, — ich besaß im Laufe meines Lebens mehrere Hündinnen dieses Namens — der Ruine zu. Thibdy ist ein kleiner englischer Rattenfänger — niedriger gestellt und länger als ihre deutschen Namensvettern und so sandfarben, daß sie spurlos verschwindet, wenn sie vor mir die Landstraße entlang läuft. Nur wenn sie sich nach mir umsieht, erblicke ich ihre schwarze Nase und ihre ebenso schwarzen Augen. Wir gehen über die Brücke, steigen den Schloßberg hinan und suchen uns in der Ruine ein schattiges Plätzchen auf, das Thibdy aber bald wieder verläßt, um irgendwo mit höchster Anstrengung des Leibes und der Seele einen Mausengang, dessen Bewohnerin längst entflohen, bloßzulegen. Von Zeit zu Zeit kommt sie mit herabhängender Zunge und über und über mit Erde und dem Müll von fünf Jahrhunderten bedeckt, zu mir und ruht sich für kurze Augenblicke aus. Sobald sie sich aber einigermaßen erholt fühlt, stürzt sie wieder fort und treibt ihr unfruchtbares Beginnen weiter.

Ich habe mich unterdessen ausgestreckt und in die Chronik Heinrichs des Letten vertieft oder in Dietlebs von Alnpete Liv-

ländische Heimchronik. Die Mauern der alten Ritterburg, die mich umgeben, versinken, und an ihrer Stelle erhebt sich eine Holz-
burg der Semgallen, die Johann von Dethenhufen 1279 zuerst
berannte.

Zu Goldingen was der helt,
Er wart zu vogete da erwelt,
Da er der Kuren sollte pflegen.
Er was von manheit ein Degen.
Er tet den heiden dicke schaden,
Sie waren mit im überladen.
Die Wege waren im wol kunt ;
Er rante in vil mancher stunt
Zu Semgallen in das lant.
Und stifte raub und brant
Vor Doblen und vor Termetein.

Sie wehrten sich tapfer, die armen Semgallen, aber die Deutschen
stigen in das Hagelmarc,
Sie weckten manchen, der da flief,
Das er danach nicht lute enrief,
Und sigen und slugen tot
Wol dreihundert in der not,
Beide vrouwen und mann.

Diesmal blieb die Burg noch erhalten und sie wurde auch
noch mehrmals vergeblich berannt, aber schließlich konnten die
Semgallen sie nicht mehr behaupten :

Sie vielen da uf einen rat,
Den sie vollbrachten mit der tat.
Doblen sie ließen sten ;
Man sach sie varen und gen
Von dannen jemerlichen.
Doblen wart verbrant.

Es erstand dann als Ordensburg wieder, bis auch diese in
Trümmer sank.

Während die Reime der alten Chronik von einer Zeit er-
zählen, in der diese Stätte erfüllt war von Kriegsgeschrei und
Schwerverklirren, umsummen mich jetzt nur Insekten und erklingt
aus dem alten Holzerbusch, der seine Zweige über ein eingestürztes

Gewölbe breitet, das Lied einer Gartengräsmücke. Hin und wieder erscheint über einer der Mauern ein weißes Wölkchen so groß wie eine Hand, schwimmt im Aether über mich hin und verschwindet hinter den anderen. Es ist, als ob ich ganz allein wäre in der Welt.

Aber der Schatten, den das alte Gemäuer um mich wirft, wird kürzer und mahnt mich daran, daß dem doch nicht so ist und ich zu Hause erwartet werde. Ich nehme noch flugs ein Bad in der Behrse und eile dann heimwärts.

Wie meist in dieser Jahreszeit, finde ich Besuch vor. Verwandte, die unterwegs nach Mitau sind, kehrten für die Zeit, in der ihre Pferde gefüttert werden, bei uns ein. Nach ein paar behaglich verplauderten Stunden fahren sie weiter.

Wir nehmen den Kaffee auf unserer Veranda ein, und der eine oder der andere Mitbürger, der an unserem Hause vorübergeht, setzt sich etwas zu uns. Einer der Herren macht uns in solchem Falle viel Sorge, denn er ist zu höflich, um den Damen beim Scheiden den Rücken zuzukehren, und er ist sehr corpulent, und die Veranda hat drei Stufen. Es kommt jedesmal auf ein Turnkunststück heraus, auf einen Sprung mit jäher Wendung im letzten Augenblick. Aber dieser glückt auch heute, und wir sehen dem Sichentfernenden beruhigt nach.

Nach dem Abendessen begeben wir uns in die hübschen Anlagen zwischen Fluß und Schloßberg und genießen Abendkühle und ländliche Stille.

So vergehen diese idyllischen Tage, die sich so gleichen und doch so schön sind.

Gern und viel verkehrten wir von Doblen aus auf einem benachbarten Gut, dessen liebenswürdiger Besitzer ein Verwandter der Familie Denffer war.

Natürlich waren wir auch oft in Neuenburg bei meinem Schwager Bernewig. Bei ihm lebte noch seine Mutter, meine Tante Auguste, eine sehr interessante Frau. Obgleich sie nie über Riga hinausgekommen war, hatte sie doch ihr Leben lang an dem geistigen Leben Deutschlands den regsten Anteil genommen, kannte die Bücher, die für dasselbe maßgebend gewesen waren und konnte sich auch von dem Niesgeschauten die anschaulichste Vorstellung machen.

Neuenburg war noch so gastfrei wie früher, aber der Ton des Hauses war ein anderer, mir viel sympathischer geworden. Mein Schwager vertrat schon eine neue Generation von Geistlichen und wirkte aus einem lebendigen Christentum heraus. Er war ein vielseitig gebildeter Mann von mildem, zu Kompromissen geneigten Charakter, was ihm in der anbrechenden bewegten Zeit sehr zu statten kam.

Das idyllische Privatleben, das man unter der Regierung des Kaisers Nikolaus I. geführt hatte, hörte eben damals, wie in ganz Rußland, so auch in den baltischen Provinzen auf, und man empfand den bestehenden Zustand als veraltet und reformbedürftig. Die gebildeten Klassen lehnten sich gegen die Privilegien des Adels auf, die Bauern wollten die Agrarverhältnisse geändert haben. Es begann ein erbitterter Kampf der Meinungen, der größtenteils in Broschüren geführt wurde, und auch uns junge Leute lebhaft bewegte. Da ich in meinem Herzen keinerlei Unterschied zwischen deutschen und lettischen Kurländern machte und für die Bauern die lebhafteste Sympathie empfand, stand ich natürlich mit Leib und Seele im liberalen Lager und vertrat meine Ansichten mit dem mir damals eigenen Ungestim.

Ich wurde aber, während ich so meine Interessen den verschiedenartigsten Gegenständen zuwandte, das Gefühl nicht los, daß ich doch im Grunde irre ging und zu meinem Schaden eine spätere Periode des Lebens vorwegnahm. Dieses Gefühl wurde um so quälender, da ich auch zu erkennen glaubte, daß meine Gedichte schließlich doch nur Dilettantenarbeit wären. Dazu kam endlich, daß ich mich auch sonst in mich immer mehr drückende Verhältnisse, von denen hier nicht weiter die Rede sein soll, verstrickt fühlte. Aus all diesen inneren Kämpfen kam dann endlich auch für mich ein Tag von Damaskus, an dem ich klar erkannte, daß nur der sich das Leben verdient, der den Aufgaben des Tages gerecht wird. Nach einer langen Unterredung mit meiner ältesten Schwester faßte ich den festen Entschluß, mit allem Bisherigen aufzuräumen und mich bewusst in die Reihe meiner Altersgenossen zu stellen. Zur Befräftigung dieses Entschlusses ließ ich alle meine Manuskripte in Flammen aufgehen.

Da meine Schwester im August 1862 heiratete, war meine

Mutter ungebunden. Sie entschloß sich daher, mich auf die Universität zu begleiten und ein halbes Jahr bei mir zu bleiben. Ich brauche nicht erst zu sagen, wie sehr mich die Aussicht auf dieses Zusammensein, das sich später ganz so wundervoll gestaltete, wie wir erwartet hatten, beglückte.

Vor meiner Abreise fuhren wir noch einmal nach Sallgallen, und ich nahm Abschied von dem mir so teuren Ort. Es gab einen schönen Spätsommerabend. Stolz, frei und aufrecht wölbte sich im Schein der Abendsonne inmitten des Gartens die Riesenkuppel des „Großen Baumes“, und so hatten sie schon meine Urgroßväter gesehen, als sie sie zum ersten Male erblickten. Ich ging den sogenannten großen Gang, der zum „Großen Baum“ führte, hinauf und bog dann links ein zur Lindenlaube. Alte Linden, deren Zweige oft beschnitten waren, bildeten hier in doppelter Mannshöhe ein Gewirr von Ästen, das unter grünem Laubdach zahlreiche bequeme Sitze bot. Wie oft hatte ich da oben gegessen, während im Park der Pfingstvogel rief, im nahen Birnbaum ein schwarzstirniger Würger seinen rauhen, krausen Gesang zum besten gab und aus dem Gebüsch die Lieder einer Grasmücke hervorrollten wie das Geplätscher eines Bächleins. Dann schritt ich an der langen Nußhecke entlang zur Gartenpforte, vor der wir als Kinder an Sonntagvormittagen erwartungsvoll zur Kirche fahrenden Hochzeitszügen entgegen sahen. Warf doch die alte Frau, die im letzten Wagen oder Schlitten saß, nach Landesfite an jeder Wohnstätte, die sie passierte, den harrenden Kindern eigengebackene Kuchen zu. Auf der großen Wiese weidete heimkehrend die rote Viehherde, und die alte Bluke eilte ihr mit den Mägden im Gefolge entgegen, um die Kühe zu melken. Hier gab es keinen Baum, keinen Busch, keinen Fleck, an den sich nicht eine Erinnerung knüpfte, wie sie sich schon an sie alle im Gedächtnis meiner Mutter und meiner Großmutter geknüpft hatten. Und alle diese Erinnerungen nahm ich mit mir als einen lieben Besitz für das ganze Leben.

Als ich aufhörte, sein Hausgenosse zu sein, glaubte mein Onkel Moriz die Schranken fallen lassen zu dürfen, die er bisher zwischen sich und mir errichtet hatte, und begegnete mir mit gewinnender Freundlichkeit. Von da ab hat sich dann unser Verhältnis immer herzlicher und inniger gestaltet; ich konnte endlich den edlen

Kern, der unter einer so wunderlichen Außenseite verborgen lag, erkennen und würdigen und den einsamen Mann von ganzem Herzen lieb gewinnen.

Anfang September reisten meine Mutter und ich nach Berlin, wo ich Theologie studieren wollte.

Ziehe ich die Bilanz meiner ersten Jugendjahre, so sehe ich, daß ich zwar meinen Fleiß sehr verzettelt hatte, aber immerhin schließlich über ein verhältnismäßig nicht geringes, wenn auch nicht recht fundamementiertes Wissen verfügte. Von größerem Wert aber war, daß ich klar erkannt hatte, daß der Tag sein Recht verlangt, und daß es darauf ankommt, daß wir allezeit auch wollen, was wir sollen. Nächst Gottes gnädiger Fügung verdanke ich es dieser Erkenntnis, daß ich in der zweiten Hälfte meines Lebens ein sehr glücklicher Mann wurde.

Ich hatte ferner mit allen sozialen Kreisen im Lande Fühlung gehabt; ich hatte auf dem Lande gelebt, in einem kleinen Städtchen, in dem größeren Mitau. Ich mußte, wie es im Hause des Edelmannes und des Literaten, des Handwerkers und des Bauern herging. Auch hatten sich mir die Bilder einer großen Anzahl eigenartiger Menschen unvergeßlich eingepägt. Und mein Herz war erfüllt von einer starken Liebe zu diesen Menschen und dem Lande, das sie bewohnten. Diese Liebe war nicht von der Art, die die Heimat und die Heimatgenossen in lauter goldenes Sonnenlicht getaucht sieht, sondern jene andere, die uns den Maßstab des Ideals in die Hand drückt und uns mit Zorn und Spott erfüllt, wenn Personen und Verhältnisse, mit ihm gemessen, klein und unschön erscheinen. Aus ihr heraus entstanden später meine Erzählungen. Sie riefen bei denen, von denen sie handelten, und für die sie in erster Reihe bestimmt waren, vielfach mehr Unwillen als Freude hervor, aber das hat mich nicht irre gemacht. Ich gab, was ich geben konnte, und ich gab es so, wie ich es allein geben konnte.

Zunächst glaubte ich freilich, daß ich mich nie wieder als Dichter versuchen würde, und lächelte wehmütig, wenn ich an die Hoffnungen dachte, die mich einst erfüllt hatten.

